



LEBENS ZEICHEN

aus der Abtei Gerleve

15. August 2026
Hochfest der Aufnahme Mariens in den Himmel

Nr. 5





Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

am 15. August 1909, dem Hochfest der Aufnahme Mariens in den Himmel, wurde die Mariensäule linker Hand unserer Abteikirche geweiht. Wenn man den Weg zur Kirche hinaufgeht, richtet sich der Blick vor allem auf die mächtige Fassade der Kirche, geht die Treppe hinauf zum Portal. Die Mutter des Herrn scheint trotz der imposanten Skulptur ein wenig am Rande zu stehen, fast wie der heilige Josef. Aber seit inzwischen 117 Jahren breitet sie die Hände und ihren Mantel über alle aus, die zur Kirche kommen.

Am 15. August 1946 feierte die Gerlever Gemeinschaft zusammen mit Nachbarn, Freunden und Wohltätern ein Dankfest. Nach der Vertreibung im Zweiten Weltkrieg hatten die Brüder am 23. Mai endlich in ihr wieder freigegebenes Kloster zurückkehren können. „Unser Gotteshaus hat wohl noch nie eine solche Zahl Menschen in sich vereint gesehen wie an diesem Mariä-Himmelfahrtsfest 1946“, heißt es in der Chronik; allein von über 500 Jugendlichen aus verschiedensten Orten ist die Rede.

Am 15. August 2020 schließlich hat Abt Andreas unsere Wahl in dieses nicht

leichte Amt angenommen. Seinen Wahlspruch „Christum oportet crescere“ (Christus muss wachsen, Joh 3,30) versteht er als ein Wort der Hoffnung: „Wenn Christus in uns wächst, dann wachsen Glaube, Hoffnung und Liebe“, sagte er damals. Wir sind froh und dankbar, dass er das mit uns teilt.

Zugleich richtet sich unser Blick auf das Heilige Land. In Jerusalem feiern die Brüder der Abtei Dormitio am 15. August ihr Patronatsfest. Praktisch gleich alt mit Gerleve, gehörte das Kloster lange zur Beuroner Kongregation. Zehn Jahre lang war Raphael Molitor gleichzeitig Abt von Gerleve und Jerusalem, bis die Dormitio 1926 – wiederum am 15. August, heute vor genau 100 Jahren – auf seine Initiative hin zur selbstständigen Abtei erhoben wurde. An diese Verbindung vom Berg Zion mit den Baumbergen soll in diesem Heft erinnert werden. Den Brüdern, die dort in schwierigen Zeiten aushalten, das Gotteslob singen und für die Menschen da sind, erbitten wir Gottes Segen und viel Kraft. Umgekehrt geben auch sie uns ein sehr konkretes Lebenszeichen.

Unsere Mariensäule ist ein Geschenk des Münsteraner Kaufmanns Josef Hötte (1838–1919), der schon 1899 für seine Heimatstadt eine Kopie der Mariensäule vom Münchener Marienplatz gestiftet hatte – sie steht vor der Ludgerikirche.



An vielen Orten finden wir solche Mariensäulen, nicht nur auf der Piazza di Spagna in Rom, sondern auch an der Kirche Mariä Himmelfahrt in Appelhülsen – herzlichen Glückwunsch zum Patronatsfest! – oder gegenüber der Heilig-Kreuz-Kirche in Dülmen und an vielen anderen Orten. Halten Sie einmal Ausschau!

Maria ist mit Leib und Seele, als ganzer Mensch, in das Leben Gottes aufgenommen. An ihr hat sich erfüllt, was der Herr uns allen versprochen hat, worauf wir hoffen dürfen.

In diesem Sinn ist der Festtag des 15. August ein Lebenszeichen für Gerleve und für uns alle. Das dürfen wir miteinander feiern!

Wir wünschen Ihnen ein frohes Fest, den Schutz der Gottesmutter – und viel Freude beim Lesen!



Impressum

Herausgeber

Benediktinerabtei Gerleve e. V.
Gerleve 1
48727 Billerbeck
02541-800-0
kontakt@abtei-gerleve.de
www.abtei-gerleve.de

Redaktion

P. Ralph Greis OSB (verantwortlich)
Abt em. Laurentius Schlieker OSB
Br. Gerhard Purrmann OSB
P. Kilian Röhl OSB
Rainer Hömme

Grafik und Layout

Ingrid und Rainer Hömme

Druck

Thomas Kleerbaum
An der Lehmkuhle 98
48249 Dülmen
info@kleerbaum-druck.de
www.kleerbaum-druck.de

Bankverbindung

Darlehnskasse Münster
BIC GENODEM1DKM
IBAN DE63 4006 0265 0003 8906 00

Abonnementwünsche (für gedruckte oder digitale Exemplare) an:

p.ralph@abtei-gerleve.de

Bildnachweis

Wenn nicht anders angegeben
© Abtei Gerleve

Titelbild

Mariensäule vor der Klosterkirche
(Eduard Fischer, 1909)

Umschlagrückseite

Die Abtei von Nordosten
(© Paul Sueck, Coesfeld)



Inhalt

2 Editorial

5 Chronik

Dezember 2025 bis Juni 2026

15 Hervorgeholt

Die Baumberge und der Berg Zion vor 100 Jahren:
Gerleve und die Erhebung der Dormitio zur Abtei am 15. August 1926

Die Dormitio in Musik und „lebenden Bildern“:
Zwei Fundstücke aus der Gerlever Bibliothek

28 Zum Festtag

Die Dormitio Mariae:
Gedanken zum Fest und zur Ikone

Kräutersegnung

32 Zuspruch

Lektionen in positivem Denken und im Vertrauen

36 Einblicke

Von Glaube und Dichtung,
Büchern und Menschen:
Ein Interview mit Br. Jakobus

46 Ausstellung in der Ludgerirast

Kunst, die mitten ins Leben trifft

52 Hingehört

Attraktivität und Nachwuchs

54 Aus unserer Kunst- und Buchhandlung

P. Marcel Albert:
Benediktinerabtei Gerleve
Westfälische Kunststätten,
Heft 100

Höre und gehe
75 Jahre Priorat St. Ansgar
in Nütschau

Russische Ikonen

58 Der Engel

Posaunenengel und
Trompetenbaum



Chronik unserer Gemeinschaft

Dezember 2025 bis Juli 2026

P. Kilian Röhl



Vieles ändert und verändert sich! Derzeit in einer (gefühlte) nie dagewesenen Geschwindigkeit. Ist das für viele Menschen gewohnter Alltag, bedeutet es für andere eine Herausforderung. Und manchen ist es eine Chance. Was für den Leser der gewohnten Jahreschronik der Abtei Gerleve zutrifft, sei einmal dahingestellt. Auf jeden Fall haben auch wir – neben vielen kleineren und größeren Veränderungen – den Versuch gestartet, die Chronik anders zu gestalten und anders unterzubringen. Nicht mehr als eigener Druck, sondern als Bestandteil der „LebensZeichen“. Damit bekommen alle zweimal im Jahr einen kurzen Einblick in das Geschehen rund um Gerleve. Es ist ein Versuch. Und wir werden sehen, wie sich alles entwickelt, wie die neue Form ankommt, ob wir sie beibehalten oder zum alten Format zurückkehren.

Begleiten Sie den Chronisten der Abtei Gerleve auf einem Gang durch die vergangenen Monate. Dazu möchte er Sie herzlich einladen!

Dezember 2025

Noch im November hatte Abt Andreas eine ganz besondere Einladung ausgesprochen, und zwar an unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Nach den umfassenden Renovierungsarbeiten in verschiedenen Bereichen unserer Abtei, die dann doch irgendwann an ein Ende gekommen waren, nach einer sehr intensiven und uns alle fordernden wie auch belastenden Zeit von März 2023 bis Oktober 2025 war es ihm und uns allen ein Anliegen, Danke zu sagen. Als Ausdruck unserer Wertschätzung waren dann alle am Abtsnamenstag, zugleich der 1. Advent, zur gemeinsamen Vesper in die Kirche mit anschließendem Abendessen im Refektorium eingeladen. Dieser Dankeschön-Abend in froher Runde, bei Gesprächen und leiblicher Stärkung, war dann in gewisser Weise der Schlussstrich unter die Baumaßnahmen und markierte für alle den Eintritt in den mehr oder weniger gewohnten Alltag.

So konnte der Advent als Vorbereitungszeit auf Weihnachten auch seinen ruhigen Charakter ein bisschen mehr entfalten als in den letzten Jahren mit deutlich mehr Unruhe im Haus und auf dem Gelände.

Januar 2026

Gleich nach dem Jahreswechsel, bereits am 2. Januar, erhielten wir hohen Besuch in Gestalt der Billerbecker Sternsinger, die wie jedes Jahr gerne zum Kloster kamen, uns Gottes Segen zusprachen und eine entsprechende (Gegen-) Gabe erhielten.

In der Woche nach dem Dreikönigsfest begleitete uns dann Äbtissin M. Ancilla Röttger von den Domklarissen in Münster bei unseren Konventsexerzitien. Ihre herzliche wie natürliche, sehr geerdete Art war wohltuend und geistlich nahrhaft, wofür wir sehr dankbar sind. Neu war für uns, dass die beiden Benediktinerinnen aus Osterwick, ehemals Kloster Hamicolt, diese Woche mit uns geteilt haben, als stille Zuhörerinnen und treue Beterinnen in der Infirmieriekapelle, wo in der Exerzitienwoche tagsüber die Möglichkeit zur Anbetung besteht. Auch ihnen gilt an dieser Stelle unser Dank.

Bruder Michael konnte am Bräderkurs in Beuron teilnehmen, auch deshalb, weil dieser im für einen Gärtner nicht ganz so arbeitsreichen Winter stattfindet.

Februar 2026

Vom 9. bis 13. Februar erlebten wir in Gerleve etwas ganz Neues. Der Gymnasiast Jonathan Schürmann (16)

aus Recklinghausen absolvierte bei uns ein Schülerbetriebspraktikum. Unter dem Motto „Kein Abschluss ohne Anschluss“ sollten sich die Schülerinnen und Schüler einen solchen Anschluss in einem Betrieb oder einer Institution ihrer Wahl suchen, erste praktische Erfahrungen in verschiedenen Arbeitsbereichen sammeln und Anregungen für ihre eigene Berufswahl bekommen.

Nun ist ein klösterlicher „Betrieb“ eine durchaus eigene Sache mit recht unterschiedlichen „Abteilungen“. In unserem Fall ist das Kloster für gut 80 Mitarbeitende Arbeitsplatz, für die derzeit 24 Mönche im Haus aber zugleich ihr Lebensort. Angefangen bei den Vigilien um 5.20 Uhr hat unser Praktikant in diesen Tagen das volle Programm der klösterlichen Gebets- und Mahlzeiten mitgemacht und die verschiedenen Lebens- und Arbeitsbereiche von der Sakristei über die Bibliothek und die Buchbinderei bis zur Krankenstation erlebt. Er hat mit den Verantwortlichen die Ludgerirast und die Jugendbildungsstätte besucht, in der Kunst- und Buchhandlung und in der Gaststätte mit angefasst und ist auch noch unseren Hausmeistern zur Hand gegangen.

Die Arbeit in der Buchbinderei hat Jonathan so viel Freude bereitet, dass er in den folgenden Monaten dort mehrere Reparaturen und Bindungen mit der Hilfe von P. Bartholomäus gemacht hat. Für ein nun folgendes Auslandsjahr in

den USA wünschen wir ihm viel Segen und Freude und freuen uns, wenn wir uns danach einmal wiedersehen!

Am Rosenmontag, 16. Februar, fanden sich Andreij Mykhaleiko und Oleksandr Petrynko, Priester und Theologen vom Collegium Orientale in Eichstätt, bei uns ein. Als Mitglieder der Griechisch-Katholischen Kirche der Ukraine galt ihr Interesse dem früheren Engagement der Abtei Gerleve in der sogenannten „Ostkirchenarbeit“. Mit P. Ralph sichteten sie in unserem Archiv und in der Bibliothek Spuren und Ergebnisse dieser Arbeit, die sich dort aus den zwanziger und dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts erhalten haben.

1924 hatte Papst Pius XI. die Benediktiner aufgefordert, theologische und geistliche Vorarbeit für eine erhoffte Wiedervereinigung mit den orthodoxen Kirchen zu leisten, vor allem mit jenen, die in der Sowjetunion unter Druck und Verfolgung lebten und litten. Mit Abt Raphael Molitor ist eine Reihe von Gerlever Mönchen diesem Aufruf gefolgt. Damals gab es sogar den Plan, in unserem Kloster einen eigenen byzantinischen Zweig einzurichten, ähnlich wie in den Abteien Niederaltaich an der Donau und Chevetogne in Belgien.

Leider konnten diese Aktivitäten nach dem Zweiten Weltkrieg nicht fortgesetzt werden.

Einen Tag später ergab sich für unseren P. Johannes Chrysostomus eine dramatische Wendung in seinem Leben. Bereits seit ein paar Tagen war er nicht gut zurecht, doch am Karnevalsdienstag ging es für ihn mit dem Notarzt ins Coesfelder Krankenhaus und nach den ersten Untersuchungen weiter nach Bocholt, wo nur eine noch am Abend durchgeführte Notoperation sein Leben rettete.

Entgegen aller Erwartungen hatte P. Johannes Chrysostomus sich danach doch einigermaßen erholt und wohnte einstweilen auf der Pflegestation im Kloster Annenthal. Dort ist er dann, nach einem sichtbaren Verfall seiner körperlichen Kräfte, am Abend des 9. Mai friedlich eingeschlafen.

Ende Februar verstarb mit nur 17 Jahren Leo Hoogland aus Coesfeld, der als Schüler bis zu seiner schweren Erkrankung vor allem an den Wochenenden in unserer Gaststätte mitgearbeitet hatte. Viele Menschen, allen voran seine Familie, haben lange gehofft, gebangt und gebetet. Die Krankheit aber war stärker. Auf seinen Wunsch hin, und weil er ein von den Gästen wie den Kollegen sehr geschätzter Mitarbeiter war, konnte die Verabschiedungsfeier für Leo in der völlig überfüllten Abteikirche stattfinden. Der bewegende Gottesdienst, die große Dankbarkeit seiner Familie und viele gute Gespräche und Begegnungen haben den 7. März dann zu einem ganz

besonderen Tag in diesem Jahr werden lassen.

März 2026

Von all dem hat unser P. Ralph nur wenig mitbekommen. Am 19. Februar war er zu einem Besuch seiner früheren Wirkungsstätten Jerusalem und Tabgha nach Israel aufgebrochen. Kaum angekommen, wurde der Krieg zwischen Israel und dem Iran das alles beherrschende Thema. Viele geplante Besuche von Menschen und Orten im Land wurden notwendigerweise ersetzt durch oft mehrmalige nächtliche Aufenthalte im Bunker, wenn es Raketen- und Drohnenalarm gab.

Aber er hat alle Angriffe und Bedrohungen heil überstanden und wir waren froh, als er wieder zu Hause war. Nur verzögerte sich seine Rückkehr um mehrere Wochen, die Heimreise gelang nur unter denkbar schwierigen und abenteuerlichen Bedingungen. Am Ende gab es für P. Ralph gewissermaßen einen „umgekehrten Exodus“: Mit einem Taxi ging es über den Sinai nach Ägypten, und schließlich von Sharm el-Sheikh mit dem Flieger nach Hause.

Hier wurde er sehnsüchtig erwartet, zumal in seiner Funktion als Novizenmeister. Das Fest des heiligen Josef wurde nämlich hervorgehoben durch den Eintritt unseres Postulanten Klaus Stühlmeyer aus Melle, Bistum Osn-

brück. Dieser ist 54 Jahre alt, Sozial- und Religionspädagoge und hat 20 Jahre lang in einer Einrichtung für Erwachsene mit Autismus, geistiger Behinderung und herausfordernden Verhaltensweisen gearbeitet. 2016 wurde er in Osnabrück zum Diakon geweiht und hat seit 2020 diesen Dienst im Hauptberuf in der Pfarreiengemeinschaft Bad Iburg und Glane ausgeübt.

So kann sich P. Ralph nun endlich wieder der schönen Aufgabe des Magisters widmen.



Verbunden mit herzlichen Ostergrüßen erreichte uns eine E-Mail aus Brasilien. P. João Cassiano da Silva konnten wir während seines Studiums an der Hochschule Sant'Anselmo in Rom unterstützen; in den Sommerferien hat er uns in Gerleve regelmäßig besucht. Nun ist er in sein Heimatkloster São Bento in Vinhedo bei São Paulo zurückgekehrt, wo er den Dienst des Novizenmeisters übernommen hat. Seiner Mail hängte er

ein Foto an, das ihn mit seinen elf (!) Novizen zeigt. Dazu gratulieren wir herzlich!



*Das Juniorat von Vinhedo
5. von rechts: P. João Cassiano, der Novizenmeister
© Mosteiro de São Bento em Vinhedo*

Am 11. April konnte P. Daniel seine Goldene Profess begehen.



*Das Professgeschenk der „Bruckteria Pipes“
war für jüngere Ohren etwas laut ...*

Seit 1895 hatten die Beuroner Klöster die Brasilianische Kongregation personell stark unterstützt, nachdem durch staatlich geschlossene Noviziate und andere Repressalien das klösterliche Leben dort fast ausgestorben wäre. Auch diesen Nachwuchs-Segen nehmen wir gerne als ein Lebenszeichen für uns alle.

April 2026

Der April bescherte uns neben den Kar- und Ostertagen noch zwei besondere Feiern.

Am 27. des Monats vollendete Abt Laurentius sein 75. Lebensjahr.

Verabschieden mussten wir uns jedoch von David Guzu, der seit Oktober 2025 als Doktorand das Leben mit uns geteilt hatte. Der Abschied von Gerleve, von vielen guten Freunden, wie er sagte, ist ihm nicht leicht gefallen. Aber er hat doch das Leben in der Stadt sehr vermisst. Angewiesen auf öffentliche Verkehrsmittel war es ihm dann einfach zu schwer, auf Dauer den Kontakt nach Münster so zu halten, wie er es brauchte.

Aber nicht nur unsere guten Wünsche begleiten ihn, entstandene Freundschaften verbinden uns auch weiterhin. Und so weit ist Münster dann ja auch nicht entfernt.

Seit dem Frühjahr hilft uns Pascal Baumert aus Billerbeck ehrenamtlich bei der Pflege des sogenannten Russenfriedhofes in der Klausur und kümmert sich auch um den Bereich des Ludgerirast-Denkmales am Ludgerusweg oberhalb des Klosterbereiches. Bei den vielen Mäharbeiten ist das für Bruder Michael eine spürbare Entlastung. Wir alle sind ihm für sein Engagement sehr dankbar.

Mai 2026

Wie bereits erwähnt, starb am 9. Mai unser Mitbruder P. Johannes Chrysostomus Ripplinger. Seine Familie, viele



Freunde und Weggefährten, aber auch zahlreiche Küsterinnen und Küster, die bei ihm ihre Ausbildung gemacht hatten, sowie frühere Kollegen aus dem General-

vikariat in Münster kamen zu seiner Beisetzung am 16. Mai.

Die Predigt hielt unser P. Erasmus und sei im Folgenden hier abgedruckt:

„Liebe Irmtraud, lieber Alois, lieber Jürgen und lieber Werner mit der

Familie, lieber Abt Andreas, liebe Mitbrüder, Schwestern und Brüder alle,

„Ich bin in meinem Vater, ihr seid in mir und ich bin in euch.“ Dieses Wort Jesu aus Joh 14 haben wir gerade gehört; ein Wort aus seinen Abschiedsreden – jene Reden an die Jünger vor seinem Gehen in Leiden und Kreuz. Worte aber auch der Zusage, der Hoffnung, Worte als sein, Jesu, Versprechen: „Ich bin in meinem Vater, ihr seid in mir und ich bin in euch.“

Nicht als Möglichkeit, „wahrscheinlich“ und „könnte“, sondern als Feststellung – eben als Zusage: „Ihr seid in mir und ich bin in euch.“

Dass die Kräfte bei P. Johannes Chrysostomus abnahmen, das merkte schon länger jeder, der mit ihm zu tun hatte. Sein Gehen war und wurde immer mehr beschwerlich. Im nächsten Jahr wollten wir unser Goldenes Priesterjubiläum feiern. Aber nun kam es anders: Nach P. Gregor und P. Ludwig starb nun auch P. Johannes Chrysostomus.

Nach Vollendung seines 75. Lebensjahres kehrte er ganz nach Gerleve zurück – nach vielen Jahren im Dienst des Bistums Münster – davon, nach dem Tod von P. Basilius Senger, 20 Jahre als Leiter der Referates Liturgie am bischöflichen Generalvikariat.

Wie viele Sakristane, Kirchenmusiker und Leiter von Wort-Gottes-Feiern sind durch seine Ausbildung gegangen! Und

zu vielen davon unterhielt er lebendigen Kontakt – bis zuletzt. So wurde und war er treuer Begleiter für Menschen und deren Familien.

Manchem erschien P. Chrysostomus als eher verschlossen, zurückhaltend. Das war er durchaus auch. Über sich sprach er nur ungern und selten. Aber im vertrauten Umfeld war er offen, unterhaltsam und mitteilsam. Da konnte er lachen, sich freuen in herzlichem Umgang. So wurden aus dienstlichen und privaten Bekanntschaften echte Freundschaften, die ihm wichtig waren und die er pflegte. Und wichtig war und blieb ihm der Kontakt zu seiner Familie.

P. Chrysostomus, manchen wird das erstaunen, liebte und kannte die Musik. Nach insgesamt zehn Jahren in Salzburg – fünf Jahre Studium, zwei Jahre für seine Promotion und drei Jahre als Spiritual des Kollegs St. Benedikt – war sein Favorit natürlich Mozart.

Wichtig war und blieb ihm, sicher geprägt durch sein Leben als Benediktiner und seinen Dienst in Münster, die Liturgie. Sich tief verwurzelt wissend im Gesamt der Kirche, war die Feier der Liturgie, besonders die Feier der Eucharistie, für ihn kein Mittel der Selbstdarstellung, sondern immer Dienst im Auftrag des Herrn, für die Menschen; eben fest eingebunden in den ganzen Leib Christi, der die Kirche ist. Diesem Dienst wusste er sich auch verpflichtet

durch die Treue und selbstverständliche Teilnahme am Chorgebet – natürlich auch in den Vigilien um 5.20 Uhr!

Und dann kam der 17. Februar dieses Jahres: P. Chrysostomus musste ganz plötzlich ins Krankenhaus in Coesfeld eingeliefert werden; von dort ging es sofort weiter ins Krankenhaus in Bocholt, wo noch in der Nacht eine große Operation durchgeführt werden musste. Die Aussichten auf einen OP-Erfolg waren weniger als mager.

Eigentlich wollte P. Chrysostomus in seine saarländische Heimat fahren, um dort mit der Familie einen Gedenkgottesdienst anlässlich des 20. Todestages der Mutter Leonie zu feiern. Stattdessen musstest Du, liebe Irmgard, Dich auf den Weg nach Bocholt machen.

Die Prognosen nach der OP waren nicht gut. Aber P. Chrysostomus erholte sich doch etwas – sicher auch Dank der so guten Pflege; und so konnte er ins Krankenhaus in Nottuln verlegt werden. Von da dann, zum Josefsfest, seinem Professtag, auf die Pflegestation ins Kloster Annenthal, wo eine Kurzzeitpflege bis zum 30. Mai angedacht war.

An dieser Stelle ist sicher ein Wort des Dankes nicht nur angebracht, sondern notwendig: Dank an alle, die sich um P. Johannes Chrysostomus bemüht haben, ihn liebevoll versorgt und gepflegt haben, besonders für die hervorragende Pflege im Kloster Annenthal.

Und er hat den Pflegerinnen dort auch seine Dankbarkeit gezeigt.

Seine absolute Hilfsbedürftigkeit hat er vorbildlich angenommen – im klaren Bewusstsein seiner gesundheitlichen Verfassung. Nicht ein einziges Mal hat er gehadert, genörgelt oder sich beklagt. Sicher konnte das so sein aufgrund seiner tiefen und echten Frömmigkeit und seines Gottvertrauens. „Ihr seid in mir und ich bin in euch.“

Der Abbau all seiner Kräfte kam dann mit seiner ganzen Wucht. Am späten Abend des 9. Mai konnte P. Chrysostomus gehen: still und ruhig. Es war der Samstagabend vor dem sechsten Ostersonntag, an dem unser heutiges Evangelium aus Joh 14 verkündet wurde. Jeder Sonntag ist ja ein wöchentliches Ostern, an dem wir in der Eucharistie Tod und Auferstehung des Herrn feiern – in besonderer Weise sicher die Sonntage der Osterzeit.

Dürfen wir deshalb sagen, dass P. Johannes Chrysostomus gleichsam hinein-gestorben ist in den Sonntag, in das Ostern, mitten hinein in das Leben?

Das dürfen wir nicht nur, das müssen wir als glaubende Christen so sagen: Hinein-gestorben ins Leben, angekommen dort, wohin er immer gehörte – und auch gehören wollte; angekommen bei dem, der das Leben ist, der uns Anteil geschenkt hat an seinem Leben in seiner ganzen Fülle: Jesus Christus, der

auferstandene und zum Vater erhöhte Herr. Ihm und nur ihm vertrauen wir P. Johannes Chrysostomus an.“



*Während der Kirchenrenovierung 1970
2. von rechts P. Chrysostomus;
ganz rechts: Abt em. Laurentius*

Am 10. Mai, dem sechsten Sonntag der Osterzeit, gestaltete unsere Choral-schola ein Konzert in der evangelischen Kirche in Coesfeld. Unter dem Motto „KulTURM Kultur genießen – Kirchturm retten“ konnten unsere vier Kantoren Br. Matthäus, P. Sebastian, P. Kilian und P. Ralph einen erfreulichen Spendenbeitrag zur dringend notwendigen Sanierung des Turms der früheren Jesuitenkirche in Coesfeld generieren. Im vollbesetzten Kirchenraum erklangen neben gregorianischen Gesängen zur Osterzeit auch andere Melodien und Liedtexte aus dem Oster- und Pfingst-repertoire, teils in spannungsreichen Kombinationen. Dazwischen gab es kurze Erläuterungen und Gelegenheit zum Mitsingen. Zum Schluss des

Programms erklang die Antiphon „Da pacem, Domine“ im Wechsel mit Luthers deutscher Übertragung „Verleih uns Frieden gnädiglich“ und mit Versen aus Psalm 122: „Wie freute ich mich, als man mir sagte: Wir ziehen zum Haus des Herrn ... Erbittet Frieden für Jerusalem!“



© Marlies Prost / Allgemeine Zeitung

P. Prior Heinrich feierte am 17. Mai seinen 65. Geburtstag mit uns.

Zehn Tage später mussten wir Frau Ruth Ebbing in den wohlverdienten Ruhestand verabschieden. 21 Jahre hindurch hat sie in unserer Kloster-gaststätte benediktinischer Gastfreundschaft ein freundliches Gesicht gegeben. Und nicht nur das. Alexandra Dornieden, jetzige Leiterin unserer Kloster-



gaststätte, hat es zusammengefasst: „Von Dir habe ich gelernt, was es heißt, ein Team zusammenzuhalten!“

Juni 2026

Der Juni brachte uns nicht nur über viele Tage hinweg rekordverdächtige Temperaturen, sondern auch gleich zu Beginn, am 7. Juni, ein Konzert in der Reihe „Baumberger Orgelsommer“. Der Billerbecker Kirchenmusiker Lukas Maschke spielte Werke des lettischen Komponisten Peteris Vasks (*1946), von Johann Sebastian Bach und die beiden Peer-Gynt-Suiten von Edvard Grieg.

Natürlich darf im Kreis der Feiern und besonderen Anlässe auch das Schützenfest nicht fehlen, das uns vom 12. bis 14. des Monats begleitete. Nach der Schützenmesse am Samstag (mit deutschen Liedern aus dem Gotteslob) ging es zu unserer Ökonomie, wo seit einigen Jahren das Festzelt samt Vogelstange aufgebaut wird.

Am Tag der Sommersonnenwende, dem 21. Juni, feierte Abt Andreas seinen 75. Geburtstag, den er jedoch größtenteils bei der Amtseinführung unseres neuen Diözesanbischofs Heiner Wilmer in Münster verbrachte.

Br. Franz-Josef vollendete zwei Tage später, am 23. Juni, sein 70. Lebensjahr.

Juli 2026

Am 11. Juli, dem Hochfest des Heiligen Benedikt als Patron Europas, reihte sich

P. Kilian in den Reigen der diesjährigen Jubilare ein und beging den 25. Jahrestag seiner Profess.



Vierzehn Juniores und fünf Magistrae und Magistri vertieften sich gemeinsam mit dem Referenten, dem Kapuzinerpater Ludger Schulte aus Münster, in das Thema, erlebten aber auch Tage geschwisterlicher Begegnungen im Austausch über die schönen und schwierigen Dinge unserer Lebensform.

Den Schlusspunkt dieses Ganges durch die Zeit setzt der Senior unserer Gemeinschaft, P. Winfrid, der am 22. Juli den 70. Jahrestag seiner Profess begehen konnte, ein wahrhaft seltenes und denkwürdiges Ereignis, zu dem wir alle von Herzen gratulieren!

Kurz danach brachen P. Ralph als Novizenmeister und unser Postulant Klaus Stühlmeyer zur Junioratswerkwoche der Beuroner Kongregation auf, die sie vom 13. bis 17. Juli ins Kloster Nütschau führte. Das Thema der Werkwoche lautete in diesem Jahr „Gott suchen – Mensch werden. Zwei Bewegungen, die eins werden sollen.“





Hervorgeholt

Die Baumberge und der Berg Zion vor 100 Jahren

Gerleve und die Erhebung der Dormitio zur Abtei am 15. August 1926

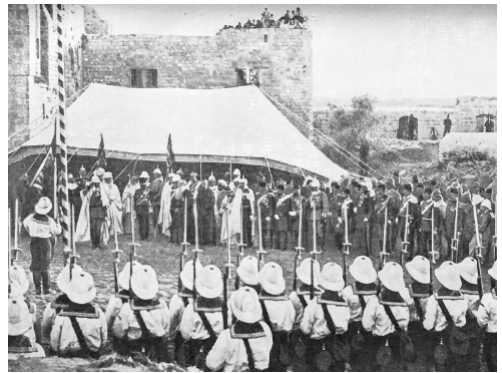
P. Ralph Greis



Als junges, neu auf die Welt gekommenes Kloster hatte Gerleve ein fast gleich altes Geschwisterchen in der Familie der Beurer Kongregation. Mit der Jerusalemer Dormitio-Abtei verbindet uns trotz der ganz verschiedenen Ortslagen eine ganze Menge.

Am 8. August 1898 kommt aus dem Berliner Innenministerium das preußische Placet zur Klostergründung in Gerleve. Der Kulturkampf ist zwar seit elf Jahren offiziell beendet, aber es ist fast schon symbolisch, dass Otto von Bismarck genau eine Woche zuvor, am 30. Juli, verstorben ist. Zwei Monate später bricht Kaiser Wilhelm II. als frommer Protestant zu einer Pilgerfahrt in den Orient auf. Nachdem er am Morgen des Reformationstages, dem 31. Oktober 1898, die evangelische

Erlöserkirche in der Jerusalemer Altstadt eingeweiht hat, nimmt er am Nachmittag persönlich jenes Grundstück auf dem Berg Zion in Besitz, wo neben dem „Abendmahlssaal“ seit alter Zeit der Ort der Entschlafung Mariens verehrt wird. Zuvor hat er es vom osmanischen Sultan erworben und übergibt es nun dem „Deutschen Verein vom Heiligen Land“ (DVHL), der darauf für des Kaisers katholische Untertanen eine Kirche und ein Kloster bauen soll.



Kaiser Wilhelm II. nimmt das Grundstück in Besitz und lässt die deutsche Fahne hissen.

Zögerliche Anfänge

Am 19. September 1899 treffen die ersten Mönche aus Beuron und Maria Laach auf dem Bauernhof der Geschwister Wermelt ein und beginnen das klösterliche Leben in Gerleve. Der damalige Abt von Maria Laach, der aus Hemer stammende Willibrord Benzler, führt die kleine Gruppe ins Münsterland. Seine persönliche Bekanntschaft mit

Wilhelm II. hat sicher dazu beigetragen, dass der Kaiser dann auch Benediktiner in „seinem“ neuen Kloster in Jerusalem haben will. Am 12. Dezember 1899 beschließt der DVHL entsprechende Verhandlungen mit der Beuroner Kongregation.

In Gerleve wie in Jerusalem braucht es jedoch einige Zeit, bis die Äbte der Kongregation in beide Neugründungen einwilligen. Die Erzabtei Beuron war 1863 wieder besiedelt worden. Bereits 1872 wurde von dort aus die Abtei Maredsous in Belgien gegründet, 1875 das Emmauskloster in Prag, 1876 Erdington bei Birmingham, 1883 Seckau in der Steiermark und 1892 Maria Laach.

Seit 1893 engagierten die Beuroner Klöster und Mönche sich in der Ordenshochschule St. Anselmo und im Griechischen Kolleg in Rom. Als ob das nicht genug wäre, übernahmen sie ab 1893 im päpstlichen Auftrag auch die Verantwortung für die gesamte brasilianische Kongregation, die nach jahrzehntelangen staatlichen Repressalien vor dem Ende stand. 1855 hatte die brasilianische Regierung die Noviziate geschlossen und alle Neuaufnahmen untersagt, sodass zuletzt nur noch 19 Mönche in sieben Abteien lebten.

In dieser Lage schien eine weitere Neugründung auf einem westfälischen Bauernhof, wo es anders als in Maria

Laach auch noch eine neue Kirche und ein neues Kloster zu bauen galt, etwas zu viel des Guten. Mit Beharrlichkeit und viel Gottvertrauen haben die Geschwister Wermelt nach zwei Jahren des Verhandelns dennoch ihr Ziel erreicht. Als nach weiteren zwei Jahren am 7. Juli 1901 dann der Grundstein für das neue Kloster in Gerleve gelegt wird, stehen noch schwierige Zeiten und viel Arbeit bevor, aber der Anfang ist gemacht.

In Jerusalem findet die Grundsteinlegung bereits am 7. Oktober 1900 statt.



*7. Oktober 1900: Grundsteinlegung der Dormitio
© Schneller-Archiv / Landeskirchliches Archiv
Stuttgart (mit Dank an Dr. Jakob Eisler)*

Auch diesmal ist Abt Willibrord Benzler aus Laach wieder dabei und hält eine Ansprache. Eigentümer und Bauherr auf dem Zion ist allerdings der Deutsche Verein, nicht die Beuroner Kongregation. Es scheint, dass Abt Willibrord mit seiner Zusage an den Kaiser allein und ohne Rücksprache gehandelt haben könnte. Erst im Sommer 1903 bittet

Erzabt Plazidus Wolter die überraschten Äbte der Kongregation um ihre Meinung. Deren Voten sind erhalten – und fallen durchweg negativ aus, nicht zuletzt, weil man sich nicht zu Handlangern kaiserlicher Kolonialpolitik machen lassen will. Einzig der damalige Abt-primas Hildebrand de Hemptinne in Rom stimmt für die Dormitio und setzt sich damit offensichtlich durch. Willibrord Benzler würde ihn gewiss unterstützt haben, ist aber seit 1901 Bischof von Metz und nimmt an dieser Diskussion nicht mehr teil.

Beide Klöster haben eine je eigene schwere Geburt, aber sie kommen durch. Im März 1904 wird die Krypta der Dormitio eingewölbt und benediziert. Am

7. Juni dieses Jahres wird ein Vertrag zwischen dem Deutschen Verein und der Beuroner Kongregation über die „Besiedlung der Dormitio mit Mönchen der Beuroner Kongregation“ unterschrieben.

In Gerleve ist der Neubau zu diesem Zeitpunkt so weit fortgeschritten, dass die Brüder vom Bauernhof ins neue Kloster hinaufziehen und am Herz-Jesu-Fest, dem 10. Juni 1904, feierlich das Gotteslob in der neuen Kirche eröffnen, die Weihbischof Max Gereon von Galen zuvor benediziert hat. Zugleich wird Gerleve schon in den Rang einer Abtei erhoben, Raphael Molitor jedoch erst am 10. November 1906 zum ersten Abt ernannt.





Jerusalem unter Gerlevers Leitung

Am 21. März 1906 werden die ersten Mönche in die Dormitio eingeführt, können aber erst am 8. September das neue Kloster beziehen. Zunächst bleibt die Dormitio ein einfaches, abhängiges Priorat in der gemeinsamen Verantwortung der Beuronen Kongregation. Im Juli 1913 wird Abt Raphael Molitor zum Repräsentanten der Kongregation gegenüber dem Deutschen Verein

ernannt. Von März bis Juni 1914 besucht er erstmals das Heilige Land und die Dormitio. Im November 1916, mitten im Ersten Weltkrieg, beschließt die Beuronen Äbtekongregation, die Dormitio aus der gemeinsamen Verantwortung der Beuronen Kongregation herauszulösen, der Abtei Gerleve anzugliedern und damit der Leitung von Abt Raphael zu unterstellen. Für die folgenden fast zehn Jahre ist er Abt von Gerleve und vom Zion zugleich.



Die Mönche der Dormitio überstehen den Krieg zunächst weitgehend unbehelligt, während fünf junge Gerlever Brüder ihr Leben verlieren. Die Jerusalemer Mönche werden nach Kriegsende von den Briten in Ägypten interniert, während belgische Benediktiner aus der Abtei Maredsous die Sorge für die Dormitio übernehmen.



Im Internierungslager Sidi Bishr bei Alexandrien

Erst im Januar 1921 können sie, auf ausdrücklichen Wunsch des Papstes und des Lateinischen Patriarchen, nach Jerusalem zurückkehren. Trotz der schwierigen Lage nach dem Krieg wird Abt Raphael für den Neuanfang und Aufbau insgesamt sechs Gerlever Brüder freimachen.

Die wissenschaftlich-theologische Tradition der Beurer Klöster in Verbindung mit der benediktinischen Spiritualität mag den Patriarchen von Jerusalem denn auch bewogen haben, der Dormitio die Leitung seines Priesterseminars in Beit Jala anzuvertrauen. Da Abt Raphael auch Abt der Dormitio ist, wird der Ver-

trag darüber zwischen dem Lateinischen Patriarchat und Gerleve geschlossen. 1921 kommt P. Maurus Kaufmann aus Maria Laach nach Jerusalem. Er wird Prior der Gemeinschaft, übernimmt als Rektor zugleich die Leitung des Seminars und unterrichtet dort Moraltheologie, Griechisch, Latein und Mathematik.

Gerlever Mönche auf dem Zion

1921 kommen P. Benedikt Stolz (1895–1986), der bis zu seinem Tod in der Dormitio bleibt, davon 30 Jahre lang das Amt des Priors versieht und 1979 zum Ehrenbürger Jerusalems wird, sowie P. Matthias Breitbach (1867–1945), einer der Gerlever Gründermönche von 1899. P. Matthias versieht in der Dormitio den Dienst des Cellerars, bevor er 1927 nach Gerleve zurückkehrt. Von Jerusalem aus schreibt er eine Vielzahl von Briefen an Abt Raphael. In ihnen wird in eigener, sehr persönlicher Weise – bei der Handschrift angefangen – das Leben jener Jahre in Stadt, Land und Kloster lebendig.

Im Jahr 1923 geht P. Johannes Hülsmann für ein Jahr zur Unterstützung der Gemeinschaft nach Jerusalem, ebenso P. Chrysostomus Panfoeder, der mit einer Unterbrechung bis 1931 am Seminar Dogmatik unterrichtet und ab 1926 dessen Leitung übernimmt. 1924 folgen P. Maurus Killer, der bis zu seinem Tod

1959 in Jerusalem bleibt, 1926 P. Willibrord Bungardt für zwei Jahre und 1928 P. Petrus Siffrin, der im Seminar Kirchengeschichte unterrichtet und 1939 in die Abtei St. Matthias in seiner Heimatstadt Trier wechselt.

Die Erhebung der Dormitio zur selbstständigen Abtei

Abt Raphael reist im Sommer 1922 erneut nach Jerusalem. In den folgenden Jahren wird es darum gehen, das Kloster auf dem Zion mehr und mehr auf eigene Beine zu stellen. Im Herbst 1925 entscheidet Abt Raphael nach Beratungen

und Konventsabstimmungen, in Rom nicht zuerst die Erhebung zu einem unabhängigen Priorat, sondern gleich zur Abtei zu beantragen. Dazu freilich muss ein Kloster damals die Zahl von mindestens zwölf Priestermönchen vorweisen können. Abt Raphaels Briefe verraten, dass es nicht leicht war, so viele Brüder entweder selber dafür freizumachen oder in den anderen Klöstern der Beuroner Kongregation „zusammenzubetteln“.

Im Dezember schreibt Abt Raphael an Prior Maurus Kaufmann: „Das Recht der Ernennung des ersten Abtes denke ich so auszuüben, dass Sie drüben eine Vor-



Im Jahr 1931

wahl halten und ich aufgrund dieser Wahl die Ernennung vornehme.“ Dazu schickt Abt Raphael einen kleinen Fragebogen an alle Jerusalemer Brüder, der sich in mehreren handschriftlich und namentlich ausgefüllten und zurück-gesandten Exemplaren in unserem Archiv erhalten hat.

Vom 12. Mai 1926 datiert das *Nihil obstat* des Lateinischen Patriarchen, genau eine Woche später schickt Abt Raphael seine Eingabe um Erhebung der Dormitio zur Abtei nach Rom. Mit einem Breve von Papst Pius XI. wird die Dormitio vor 100 Jahren, am 5. August 1926, zur Abtei erhoben. Die praktische Umsetzung braucht jedoch ein paar Wochen länger. P. Benedikt Stolz schreibt in einer vermutlich 1969 in Jerusalem verfassten Chronik: „Abt Molitor kam am 27. Oktober 1926 morgens, begleitet von seinem

Bruder, P. Heinrich, nach Jerusalem, wo ihn die zwölf Patres vor der Kirche begrüßten und zum Altar geleiteten. Am 28. Oktober ernannte er den seitherigen Prior P. Maurus Kaufmann zum Abt. Am 31. Oktober war in dem Heiligtum U.L. Frau vom Berge Sion die feierliche Abtseinsegnung durch den Lateinischen Patriarchen Aloysius Barlassina.“

Die erhalten Entwürfe von Abt Raphaels Antragsschreiben zeigen, dass das päpstliche Breve im Wesentlichen seinen Worten folgt, angefangen bei der Geschichte und aktuellen Situation der Dormitio über Fragen des wirtschaftlichen Unterhalts und des Noviziats bis hin zu einigen sehr konkreten Schlussbestimmungen. Eine besagt, „dass, falls das Kloster – was Gott verhüten möge – im Laufe der Zeit aufgelöst werden muss, sein gesamtes Vermögen einschließlich



Nach der Abtsbenediktion

1. Reihe von links: der Rektor des Österreichischen Hospizes, Msgr. Franz Fellingner; der Lateinische Patriarch Luigi Barlassina; der neue Abt Maurus Kaufmann; Abt Raphael von Gerleve

des Inventars an die Abtei St. Joseph zurückfällt.“ Diese Bestimmung sollte nach 100 Jahren ebenso obsolet sein wie die folgende: „Will die jetzt selbstständige Dormitio eine deutsche Prokura einrichten, insbesondere, um Spenden zu sammeln, dann darf dies keinesfalls innerhalb der Grenzen der Provinz Westfalen, des sogenannten Ruhrgebiets und im Gebiet des Bistums Münster geschehen.“ Es ist offensichtlich, dass der „Nachwuchs“ sich nun ein neues „Revier“ außerhalb des Gerlever Einzugsbereiches suchen soll, auch wenn das Bild bei gleichaltrigen Geschwistern nicht wirklich passt.

Bleibende Verbundenheit

Die Beziehung zwischen Gerleve und Jerusalem bleibt trotzdem eng. In den

Jahren 1936–1946 ist Abt Raphael Präses der Beurer Kongregation. Die erhaltenen Briefe zeigen, dass er sich auch in der schwierigen Zeit des Zweiten Weltkrieges um die Jerusalemer Brüder kümmerte, die von der britischen Mandatsmacht in verschiedenen Lagern interniert waren – während er selber mit seiner Gemeinschaft von den Nazis aus Gerleve vertrieben worden war.

Abt Raphael stirbt im Oktober 1948 beim Generalkapitel in Beuron. Vier Monate später folgt ihm Abt Maurus Kaufmann auf dem Weg ins himmlische Jerusalem. Er stirbt im Exil bei den deutschen Borromäerinnen, geradezu in Sichtweite, während das Militär die Dormitio besetzt hat. Vertrieben und teils auch verstreut, kann die Jerusalemer Gemeinschaft keinen neuen Abt wählen. In dieser Situation sprechen sich die



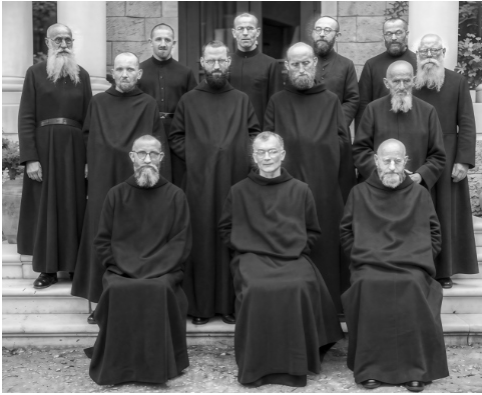
Die Gemeinschaft nach der Abtsbenediktion mit Abt Raphael

Gerlever Mönche:

3. Reihe ganz rechts: P. Willibrord Bungardt

2. Reihe von links: 2. P. Maurus Kille; 4. P. Matthias Breitbach; 5. P. Chrysostomos Panfoeder

1. Reihe von links: 1. P. Heinrich Molitor (als Gast); 3. P. Abt Raphael (sein Bruder)



*Visitation im Juni 1949 im Garten der
Borromäerinnen*

*In der ersten Reihe drei Gerlever Mönche:
P. Benedikt Stolz, der künftige Abt Leo von Rudloff,
P. Maurus Killer.*

Äbte der Beuronen Kongregation einmütig dafür aus, die Dormitio aufzugeben. Einzig der neue Gerlever Abt Pius Buddenborg sieht das anders. Von Rom wird er zum Apostolischen Administrator der Dormitio bestimmt. Noch einmal sitzt der Jerusalemer Obere also in Gerleve.

Sein „Pfund“ ist P. Leo von Rudloff. Abt Raphael hatte ihn 1938 mit dem Auftrag in die USA gesandt, eine Zuflucht vor den Nationalsozialisten vorzubereiten, wohin der gesamte Gerlever Konvent im Ernstfall hätte übersiedeln können. Nach Kriegsausbruch war das freilich nicht mehr möglich. P. Leo ist mit dieser Geschichte und der dabei erworbenen amerikanischen Staatsbürgerschaft nun sowohl für den jungen Staat Israel akzeptabel als

auch mit den Mönchen der Dormitio „kompatibel“. Abt Pius Buddenborg schickt ihn umgehend zunächst als Visitator nach Jerusalem, ernennt ihn dann wenig später zum Prior der Dormitio und überträgt ihm die Administration. Im Dezember 1952 wird Leo von Rudloff schließlich von Papst Pius XII. zum zweiten Abt der Dormitio ernannt.

Josef und Maria ...

In der Gerlever Chronik lesen wir: „Mit der Entsendung des lieben Mitbruders bringt unser Kloster, wie schon oft unter Abt Raphael Molitor, ein großes Opfer für die Kongregation, doch freuen wir uns auch, dass der hl. Joseph der Gottesmutter wieder einmal zur Hilfe kommen darf.“ Auch wenn die Dormitio-Abtei und ihr Priorat Tabgha am See Gennesareth heute nicht mehr zur Beuronen, sondern zur Kongregation von der Verkündigung gehören, möge die Verbundenheit doch weiterbestehen. Die Abtei St. Joseph in den Baumbergen und das Marienheiligtum auf dem Berg Zion gehören vor allem dann zusammen, wenn Christus die lebendige Mitte dieser „heiligen Familie“ ist.

Den Brüdern in Jerusalem und am See Gennesareth wünschen wir zum heutigen Festtag Gottes Segen, viel Kraft für ihr Glaubens- und Lebenszeugnis und in allem viel Freude!

Die Dormitio in Musik und „lebenden Bildern“

Zwei Fundstücke aus der Gerlever Bibliothek

Musik ist seit jeher ein wichtiger Werbeträger. P. Gregor Molitor, Mönch und Musiker in der Erzabtei Beuron und ein leiblicher Bruder des ersten Gerlever Abtes, komponierte in diesem Sinne das Oratorium „Mariä Heimgang“ in großer Besetzung für Soli, Chor und Orchester. Es erschien 1919 kurz nach dem Ersten Weltkrieg im Druck und entstand „mit dem Gedanken, verschiedene Chöre dafür zu interessieren und auf diesem Wege für das Sionskloster, das damals nach St. Joseph gehörte, in weiteren Kreisen Teilnahme zu wecken“.

Das ist umso bemerkenswerter, als P. Gregor sich 1903 zunächst vehement dagegen ausgesprochen hatte, die Gründung in Jerusalem zu wagen. Aufführungen von „Mariä Heimgang“ sind in den zwanziger Jahren für Münster, Konstanz und Freiburg im Breisgau bezeugt. Nach dem frühen Tod des Komponisten 1926 ist das Werk jedoch bald in Vergessenheit geraten.

Der Text folgt der frühchristlichen Erzählung vom Tod der Gottesmutter, dem „Transitus Mariae“. Einer späteren Überlieferung zufolge ist die Gottes-

mutter nicht in Jerusalem gestorben, am Ort der heutigen Dormitio, sondern in Ephesus, wohin sie mit dem Lieblingsjünger Johannes gezogen sei. So hat es auch die selige Anna Katharina Emmerick in ihren Visionen gesehen. P. Gregor integriert diese Tradition in seine Fassung: Zu Beginn des Stückes kehrt Maria mit Johannes in der Ahnung ihres bevorstehenden Todes aus Ephesus heim nach Jerusalem. Auf diese Weise werden auch Flamschen, Coesfeld und Dülmen mit auf den Zion genommen.

Von eigener Art ist eine zweite Komposition, das Oratorium „Dormition“ von Anton und Bernhard Tellen.



Anton Tellen (1857–1932), 1882 zum Priester geweiht, war nach Kaplans- und Pfarrstellen in Anholt, Rheine und

Schmachtendorf (heute zu Oberhausen) in den Jahren 1904–1930 Pfarrer in Buldern, sein Bruder Bernhard Organist und Küster in beider Heimatort Füchtorf. Pfarrer Tellen war offensichtlich ein vielseitig begabter, interessierter und engagierter Mann, der neben der Seelsorge auch als Chemiker die Landwirte hinsichtlich einer ertragssteigernden Düngung beriet, als Historiker die Feldzüge des Drusus von der Lippe an die Berkel verlegte, auf die Jagd ging – und komponierte. Sein musikalisch ausgebildeter Bruder stand ihm darin gewiss nicht nach.

Das Werk der beiden stellt die Entschlafung Mariens in einen größeren Zusammenhang, beginnt mit der Auferstehung und Himmelfahrt Jesu und gelangt über die Sendung des Heiligen Geistes, die von der Tradition ebenfalls auf dem heutigen Berg Zion verortet wird, zur Entschlafung Mariens und schließlich zu ihrer Krönung im Himmel.

In einer Vorbemerkung heißt es: „Die ‚Dormition‘ ist ein religiöses Festspiel, wie solche seit Jahrzehnten unter Vorführung von lebenden Bildern beim deutschen Volke recht beliebt geworden sind. Den Titel ‚Dormition‘ oder ‚Mariä Heimgang‘ entlehnt das Werk jener althehrwürdigen Pilgerstätte in Jerusalem, an der die Mutter des Herrn entschlafen ist, und welche Seine Majestät unser Kaiser Wilhelm II. auf seiner Palästina-

fahrt in hochherziger, landesväterlicher Sorgfalt dem Deutschen Verein vom Heiligen Lande zum Geschenk gemacht hat.“ Der Kaiser soll die Widmung dankbar angenommen haben.



Bemerkenswert ist die frühe Entstehung des Werkes. Bei seinem Erscheinen 1902 waren von der Dormitio noch nicht viel mehr als die Fundamente und Grundmauern zu sehen. Die Krypta wurde erst 1904 eingewölbt und das neue Kloster 1906 von den ersten Beuroner Mönchen bezogen. Das Titelbild ist dementsprechend ein Entwurf des Architekten, des damaligen Kölner Erzdiözesanbaumeisters Heinrich Renard, das sich vom fertigen Bau in einigen Details

unterscheidet. Auch ein Bezug des Komponisten zu Gerleve scheidet aus, war doch unser mit der Dormitio praktisch gleich altes Kloster damals ebenfalls noch eine Baustelle und sollte erst ab 1913 mit Abt Raphael eine größere Verantwortung für die Dormitio übernehmen.

Für die Vermutung, dass Pfarrer Tellen eine Verbindung zum „Deutschen Verein“ hatte, vielleicht Mitglied war, lässt sich in den erhaltenen Beständen des Vereins, die im Historischen Archiv des Erzbistums Köln liegen, leider kein Beleg finden. Anton Tellen passt jedenfalls gut in das Profil des pilgernden Priesters jener Jahre, für den zur Wallfahrt auch Kultur und Bildung gehören. Von daher könnte er an der „Pilgerkarawane“ des Vereins mit immerhin 500 Männern, darunter mehr als 100 Geistlichen, teilgenommen haben, die im Herbst 1900 mit einem Sonderzug ab Köln und dann mit einem eigenem Schiff von Genua zur Grundsteinlegung der Dormitio nach Jerusalem gefahren war – einschließlich Zwischenstation in Rom und eigener Audienz bei Papst Leo XIII. Auf dieser Reise hätte Pfarrer Tellen sicher die Bekanntschaft eines jungen Paderborner Mitbruders gemacht, von dem wir wissen, dass er dabei war: Kaplan Johann Kaufmann, der dann im Jahr 1903 in die Abtei Maria Laach eintritt, 1921

als Pater Maurus nach Jerusalem zurückkehrt und 1926 der erste Abt der Dormitio wird.

Es mag sein, dass auch das Patrozinium der Pfarrkirche im Heimatort von Anton und Bernhard Tellen, St. Mariä Himmelfahrt in Füchtorf, zur Wahl dieses Sujets beigetragen hat. Erbaut 1842–1846, war sie wohl die Taufkirche der Brüder. Das linke Fenster im dortigen Chorraum zeigt die Krönung Mariens im Himmel, mit der das Oratorium schließt. Ein ähnliches Kirchenfenster finden wir in St. Pankratius in Buldern. Diese Kirche wurde 1906, in der Amtszeit von Pfarrer Tellen, fertiggestellt und geweiht. Von Buldern aus sind es zur nächsten Mariä-Himmelfahrt-Kirche übrigens gerade einmal fünf Kilometer: Sie steht in Appelhülsen – mit einer Mariensäule davor.

Während es in Gerleve einen gedruckten Klavierauszug des Werkes gibt, ist im Pfarrarchiv in Buldern die handschriftliche Orchesterpartitur erhalten, die seinerzeit Wilhelm Nehl (1847–1921) erstellt hat, ein Düsseldorfer Kapellmeister und Komponist gediegener Salonmusik. Pfarrer Ferdinand Hempelmann danke ich herzlich, dass ich diese Partitur zur genaueren Ansicht entleihen durfte. Im Bistumsarchiv in Münster schließlich gibt es sogar die ebenfalls handschriftlichen Stimmen der einzel-



nen Instrumente. Erhebliche Gebrauchsspuren und zusätzliche Einträge in das Notenmaterial belegen, dass das Werk offenbar mehrmals aufgeführt worden ist.

Hinweise habe ich für das Jahr 1906 in Buldern gefunden, und eine Postkarte mit dem „lebenden Bild“ der Krönung Mariens erinnert an eine Aufführung im Schützenhof zu Münster vom März 1910.

Beide Oratorien mögen musikalisch nicht in die erste Reihe der großen

Meisterwerke gehören, sind aber sorgfältig und im Tonsatz solide gearbeitet. Ihre Texte mögen uns heute befremden, und die „lebenden Bilder“ bräuchten für unsere Gegenwart sicher eine andere „Übersetzung“ aus der Tradition der mittelalterlichen Mysterienspiele. Zugleich begegnen wir hier jedoch Zeugnissen ihrer Zeit mit einer aufrichtigen Frömmigkeit und einem großen Einsatz für die Sache des „Sionsklosters“ im Münsterland. Vielleicht ersteht aus den alten Noten ja noch einmal neuer Klang.



Zum Festtag

Die Dormitio Mariae

Gedanken zum Fest und zur Ikone

Vielen von uns wird das Fest am 15. August weniger unter dem Namen „Dormitio“, Entschlafung, vertraut sein, sondern eher als „Mariä Himmelfahrt“. Im Messbuch heißt es „Mariä Aufnahme in den Himmel“. Eine Frage der Perspektive: Ist es ein Marienfest oder eher ein „marianisch geprägtes Herrenfest“, weil Christus der Handelnde ist? Beides gehört zusammen. Mit Maria, die uns Christus geboren hat, feiern wir das Leben, das der Herr uns allen schenken will.

Sehr früh hat man auf dem heutigen Berg Zion den Ort jenes „Obergemaches“ gesehen, in dem Jesus mit seinen Jüngern das Letzte Abendmahl gefeiert hat. Hier haben die verstörten Jünger sich nach der Kreuzigung am Karfreitag eingeschlossen, und hier ist der auferstandene Herr am Ostersonntag durch die verschlossenen Türen hindurch in ihre Mitte getreten. Hier bleiben sie, nun zusammen mit den Frauen, nach der Himmelfahrt Jesu (Apg 1,13), und hier hat entsprechend auch das Pfingstwunder stattgefunden. Folgt man dieser Linie weiter, dann wird das „Obergemach“ so etwas wie die feste Adresse der ersten Christengemeinde.

Ungefähr im Jahr 48 könnte hier dann auch das sogenannte „Apostelkonzil“ zusammengekommen sein (Apg 15). Damals wurde vereinbart, dass diejenigen Christen, die nicht aus dem Judentum, sondern aus einem heidnischen Hintergrund kamen, sich nicht mehr beschneiden lassen mussten. Indem man nicht auf einer unbedingt einheitlichen Lösung für alle bestand, liegt auf dem Zion vielleicht schon der Beginn echter Synodalität.

Als eine weitere Tradition kommt das „Haus Mariens“ hinzu, wo die Mutter Jesu zusammen mit dem Lieblingsjünger gelebt haben (Joh 19,26f) und auch gestorben sein soll. Vom Sterben Marias berichtet eine Legende des vierten Jahrhunderts. Der Erzengel Gabriel kündigt Maria ihren nahen Tod an. Die Szene ist der Verkündigung in Nazareth nachempfunden, beginnend mit dem Gruß des Engels: „Ave Maria!“ Dann werden die Apostel, die inzwischen in ganz verschiedenen Gegenden der Welt als Missionare tätig sind, auf wundersame Weise nach Jerusalem entrückt – die schon Verstorbenen gar aus ihren Gräbern. Das ist eine „Synode“ der besonderen Art. In ihrem vertrauten Kreis stirbt Maria und wird anschließend von ihnen im Kidrontal bestattet. Von der Kirche an diesem Ort, direkt neben dem Garten Gethsemane, ist nur die Krypta mit ihrem leeren Grab erhalten.

Nach Marias Beisetzung soll an ihrem Grab noch drei Tage lang der Gesang von Engeln zu hören gewesen sein. Danach hätten die Apostel gewusst, dass nun auch ihr Leib ins Paradies gebracht worden war. Nach einer Textvariante kommt der Apostel Thomas wieder einmal zu spät – er ist schließlich auf Missionsreise in Indien. Wieder glaubt er nicht, was die anderen ihm berichten, sodass sie für ihn das Grab öffnen. Als er es leer sieht und den Duft wohlriechender Kräuter bemerkt, kommt auch er zum Glauben.



*Ikone von Abt em. Bernhard M. Alter OSB,
Dormitio
© P. Basilius Schiel OSB*

Die byzantinische Ikone der Entschlafung zeigt Maria auf dem Sterbebett, umringt von den Aposteln und anderen Heiligen. Es ist eine liturgische Szene. Petrus, vorn links, hat Weihrauch dabei, auf manchen Darstellungen sehen wir auch brennende Kerzen und aufgeschlagene Bücher. Alle Umstehenden halten den Blick gesenkt, sie haben nur Augen für den toten Leib der Mutter des Herrn. Der Herr aber steht – durch eine Aureole als unsichtbar dargestellt – mitten unter ihnen und hält die Seele seiner Mutter in der Gestalt eines neugeborenen Kindes im Arm.

Der Vordergrund ist ein Bild der Wirklichkeit: Tod und Trauer nehmen unseren Blick gefangen. Heben wir den Blick, dann ist es ein Bild der Hoffnung, dass Christus auch dann da ist, wenn wir ihn nicht sehen und spüren, wenn wir nicht an das Leben glauben können oder mögen.

Schauen wir auf die Sockel der beiden Gebäude im Hintergrund, dann sehen wir, dass die Perspektive „falsch“ ist – mit Absicht. Wie in vielen Ikonen ist sie umgekehrt. Die Linien laufen nicht auf einen Fluchtpunkt im Horizont des Bildes zu, sondern auf den Betrachter: Christus seinerseits behält mich, er behält uns im Blick, auch wenn wir vor Tod und Tränen nichts sehen.

Am 1. November 1950 hat Papst Pius XII. die leibliche Aufnahme Mariens in den Himmel als Glaubenssatz verkündet. Dabei nahm er, bis heute zum einzigen Mal, die päpstliche Unfehlbarkeit aus dem Jahr 1870 in Anspruch. Über den Inhalt dieser Lehrentscheidung besteht mit den orthodoxen Kirchen Einigkeit, nicht freilich über den formalen Akt.

Es fragt sich, ob ein so fest in der Liturgie und in der Frömmigkeit vieler Menschen verankertes Fest – im Osten wird es seit

dem fünften, im Westen seit dem siebten Jahrhundert gefeiert – einer solchen förmlichen Dogmatisierung überhaupt bedarf. Rühren die Poesie der Hymnendichter und die Ikonenschreiber nicht viel tiefer an das Wesentliche?

Die „Theologen“ in der folgenden Strophe eines Hymnus werden im Deutschen meist mit „Apostel“ übersetzt. Vielleicht hat der Dichter, selbst ein großer Theologe, aber auch schon den Engel auf unserem Klosterdach gesehen.

**Erschallen sollen die Posaunen der Theologen am heutigen Tag,
die Zungen der Menschen in vielen Sprachen dich preisen.
Die Luft soll widerhallen, erleuchtet von endlosem Licht,
und die Engel sollen besingen der Jungfrau Entschlafung.**

*Johannes von Damaskus (geb. um 650),
aus der byzantinischen Matutin*

Kräutersegnung

P. Kilian Röhl

„Zur Kräutersegnung werden seit über tausend Jahren an diesem Tag Heilkräuter zum Gottesdienst gebracht. Die Heilkraft der Kräuter soll durch die Fürbitte der Kirche dem ganzen Menschen zum Heil dienen. Dieses Heil ist an Maria besonders deutlich geworden. Deshalb bezieht die Liturgie die Aussagen der Schrift über die göttliche Weisheit auf Maria und bringt Palmen, Rosen, Zimt, Myrrhe, Weihrauch, Wein und wohlriechende Kräuter (vgl. Sir 24) herbei, um Maria zu ehren. Mit den Blumen bringen wir die Schönheit der Schöpfung in den Gottesdienst, der so zu einem sommerlichen Fest der Freude wird.“

*Einführung im „Benediktionale“
zur Kräutersegnung am Hochfest
der Aufnahme Mariens in den Himmel*

Der ganze Mensch also steht im Blick, wie Maria als ganzer Mensch mit Leib und Seele die Verklärung, die Aufnahme in den Himmel, die Herrlichkeit Gottes erfahren hat. Dem Brauch der sommerlichen Kräuterweihe am Fest Mariä Himmelfahrt wurde schon früh eine fromme Erzählung beigegeben, als eine Art historischer Grundlage für dieses Tun.

Demnach hätten die Apostel drei Tage nach ihrem Tod das Grab Mariens nochmals geöffnet. Doch an Stelle des Leichnams fanden sie eine Fülle duftender Kräuter und Heilpflanzen, nahmen sie den wundersamen Duft von Lilien und Rosen wahr.

Die Tradition kennt regional sehr unterschiedliche Zusammensetzungen des sogenannten Krautbundes, mit oder ohne Getreideähren, mit sieben, neun, zwölf oder mehr Heilpflanzen, mit Blumen und sogar Früchten. Dieser Krautbund wurde/wird im Haus oder auch im Stall aufgehängt oder zum Kreuz gestellt, die Kräuter für heilende Tees genutzt oder dem Vieh ins Futter gegeben.

Vielerorts lange vergessen, ist die Kräuterweihe heute wieder öfters Teil des Gottesdienstes am 15. August. Sie mag uns daran erinnern, dass auch wir als ganze Menschen zum Heil eingeladen sind. Wir erfahren in der Schöpfung Gottes heilvolle Zuwendung zu uns.





Zuspruch

Lektionen in positivem Denken und im Vertrauen

Abt em. Laurentius Schlieker



Das menschliche Gehirn bringt pro Tag ungefähr 6200 Gedanken hervor – es sind überwiegend Wiederholungen. 24 Prozent von ihnen sind negativ, drei Prozent positiv. Der Rest ist ohne besondere Wirkung. Unter Stress kann die Anzahl der negativen Gedanken stark ansteigen, auf bis zu 70 Prozent. All das geschieht von selbst und fängt mit jedem Aufwachen an. Das Gehirn ist von Natur aus nicht auf den Optimismus eingestellt, sondern auf das Überleben. Wir konzentrieren uns eher auf das Negative, auf mögliche Bedrohungen, um uns vor Schmerz zu schützen.

Da freue ich mich über manche Lektionen in positivem Denken und in Vertrauen, die ich in der Bibel finde, besonders im bekannten Gleichnis vom Sämner (in der Kurzform: Lk 8,5–8). Jesus beschreibt sich dort als Sämner, der sein Saatgut verschwenderisch und unbekümmert ausstreut, so wie der Wind sät. Und er zweifelt nicht daran,

dass die Ernte reichlich sein wird. Unabhängig vom Ergebnis sät er überall, selbst dort, wo bekanntlich nichts keimen und wachsen kann: auf die Straßen, auf Felsen und ins Gestrüpp.

So ist Gott: Überfluss und Verschwendung! Gott gibt nur. Gott ist Liebe. Alle ohne Unterschied sind in seinen Lebensraum eingeladen, ins Reich Gottes. Schwache, widerwillige, gebrochene Menschen können mit einem neuen Leben beginnen, indem ihnen aufgeht, dass sie immer schon erkannt und geliebt sind und ihnen vergeben worden ist. In mir gibt es auch so etwas wie verhärtete „Straßen“, „steiniges Gelände“ mit geringer Tiefe und „Sträucher“, die jedes Wachstum abbremsen und ersticken.

Sich auf Fehler zu prüfen, ist aber nicht alles. Wichtiger sind das Vertrauen und die Dankbarkeit darüber, dass wir hineinwachsen dürfen in die Tiefe der heilenden Gegenwart Gottes, gerade auch unter Einbeziehung der dunkelsten und verletzlichsten Aspekte der Person und ihrer Widersprüche. Jesus ist Realist, er rechnet mit unserer Oberflächlichkeit und mangelnden Bereitschaft, aber sein Optimismus gründet in Gott. Dessen Güte wird hier und dort eine Umkehr bewirken, offene Herzen finden und in ihnen Frucht bringen, und die Frucht wird sich durchsetzen.

Der „Rest“, der auf guten Boden fällt, bringt Getreide hervor, sagt Jesus. Damals, als eine Ernte von sieben zu eins

als hervorragend angesehen wurde, spricht er provokativ von einem Ertrag von dreißig, sechzig oder hundert. Wir können nicht genug glauben und hoffen, einmal zur echten Version unserer Selbst zu gelangen – im Vertrauen auf seine Liebe. Jesus ist verwurzelt in der barmherzigen Geduld Gottes, zu Hause in Gott, und er handelt an uns als der Geliebte und Liebende. Sein Evangelium schenkt uns eine Vision, in der die Seele sicher leben, ihr Zuhause finden kann, einen Ort der Erwartung und der Freude.

Wer wünscht sich nicht ein befreites und ganz von Hoffnung erfülltes Leben? Der Wendepunkt des Glaubens, das Überschreiten der Schwelle in die belebende Kraft hinein ereignet sich aber erst, wenn das, was wir glauben, zu dem wird, was wir tun. Was wir glauben, soll zu dem werden, was wir tun. Wir wissen um unsere egoistischen und besitzergreifenden Einstellungen, um Bequemlichkeit und schwachen inneren Halt. Umso wichtiger ist es, unsere Identität als Kinder des Lichts anzunehmen – von Jesus Christus her (Joh 12,36). Und von ihm zu lernen, dass Kraft nicht Härte bedeutet, unser Gespür für Gerechtigkeit zu entfalten, nicht ständig zu bewerten, freundlicher zu uns selbst zu sein – und nicht alles zu glauben, was wir denken.

Der Prozess der Reifung wird nicht durch Stress und Kraftakte der Selbstüberwindung bewegt oder in rein äußerlicher Pflichterfüllung, sondern indem

ich entschieden ins Vertrauen gehe und der Hoffnung Raum gebe.

Die Hoffnung steht nicht erst am Ende, etwa nach einem glücklichen Ergebnis, vielmehr ist sie schon am Anfang eine vorantreibende Kraft. Sie sorgt dafür, sich nicht zurückzuziehen, sondern im Fluss des Lebens zu bleiben. Egal, welche äußeren Stürme uns überfallen: Hoffnung ist die stille Kraft, die vom Schöpfer herkommt; sie fließt durch unser eigenes Wesen und kann uns den richtigen Weg weisen.

Das Leben führt uns durch Höhen und Tiefen. Als Christ lerne ich, dass sich Hoffnung nicht durch widrige Umstände unterdrücken lässt. Es gibt ein inneres Wissen, dass helles Licht aus den dunkelsten Momenten kommen kann. Klar, mein Haus könnte überflutet werden, das Dach könnte brennen, und trotzdem entscheide ich mich für die Hoffnung, auch wenn es nicht einfach ist. Wer hofft, nimmt teil am Leben Gottes selbst. Im Hoffen verlaufen die Umstände oder Ereignisse nicht zwangsläufig gut. Traurigkeit, Frustration, Wut werden nicht ausgeblendet, sondern durchlebt. Aber inmitten von Widrigkeiten und Prüfungen kann sich das Licht sehen lassen.

Christliche Hoffnung ist kein Gefühl, auch kein Optimismus oder Beruhigungsmittel. Sie bringt uns auf die Bühne und draußen vor die Tür – als Disziplin für jeden Tag, um uns

den Wirklichkeiten des angefochtenen Lebens und der friedlosen Welt nicht zu entziehen. Wir leben nicht in einem Jenseits, in das wir fliehen könnten, sondern hier und jetzt am Ort, an dem wir Hoffnung erden können.

Die täglichen Nachrichten und alle möglichen Klagen, mit denen wir gefüttert werden, geben der Nieder geschlagenheit und der Hoffnungslosigkeit Vorschub: „Es wird sich nie etwas ändern.“ Ich kann aber auch anderes wählen, mich entscheiden, anders zu denken und zu verhalten. Hoffnung vertraut wirklich, trotz gegenteiliger Beweise, sie schaut danach aus, dass sich diese Beweise ändern. Es gibt mehr Menschen, die echte Gerechtigkeit wollen, als solche, die dagegen arbeiten.

Wenn ich kurzfristig denke, geht die Hoffnung baden. Langfristig betrachtet bin ich nur ein winziges Element einer größeren Geschichte, deren Ende ich nicht sehen werde. Was ich mache, ist ziemlich unbedeutend in der Weltgeschichte. Wenn ich bejahe, in dem großen Ganzen unerheblich zu sein, kann sich in mir eine Freiheit ausbreiten, mit der ich, so gut ich kann, tue und lasse, was und wie ich es für notwendig und richtig halte. Und ich halte daran fest, dass die Begegnung mit mir selber mit der Begegnung mit Gott zusammenfällt.

Und wenn die Hoffnung nicht durchhalten kann? Dann lässt sie sich durch etwas Größeres ersetzen: Das ist die

Liebe. Die Liebe – also Gott – ist die tiefe Quelle der Hoffnung, unabhängig von Erfolgen. Wenn Hoffnung sich nur auf ein gewünschtes Ergebnis bezieht, ist die Verzweiflung nicht weit. Wenn unser Hauptmotiv Liebe ist, kommt eine andere Logik ins Spiel. Wir finden zu Mut und Selbstvertrauen, nicht in der Erwartung eines guten Ergebnisses, sondern in unserem Bekenntnis zur Liebe. Sie führt uns ins Unbekannte. Selbst wenn wir die Hoffnung auf gute Entwicklungen in der großen und kleinen Welt verlieren, müssen wir nicht die Hoffnung verlieren, gute Menschen zu sein, die sich von Gott lieben lassen, und die auf seine Liebe antworten wollen: auf mutige, friedfertige, weise, freundliche und liebevolle Weise zu leben, solange wir können, egal wie hässlich, beängstigend und gemein die Welt wird, auch wenn Scheitern und Tod unvermeidlich erscheinen.

Gottes schöpferische, barmherzige, erlösende und erhaltende Liebe ist uns näher als wir uns selbst. Unsere zerbrechliche Welt existiert im göttlichen Milieu (Teilhard de Chardin). Die Welt ist sich daher nicht allein überlassen, Gott ist aber auch nicht „zusätzlich“ zu irgendetwas oder zu allem. Vielmehr ist Gott das Leben, die Liebe, die Wahrheit, das Gute ... und Geheimnis.

Auf dem Weg der Hoffnung umarmt das „überfließende Herz unsere Welt und

birgt all ihre Freude und Angst, ihren Gewinn und Verlust, ihren Adel und ihre Selbstsucht in sich, eingehüllt in ein Feld des Mitgefühls und der Liebe“ (Jack Kornfield). Die Apostelgeschichte beschreibt, wie die Missionare Paulus und Silas im Gefängnis von Philippi sitzen und die Nacht hindurch so lange Loblieder singen, bis buchstäblich die Wände wackeln (Apg 16,25 ff), was ihre Freilassung vorbereitet. Sie verkörpern ihre Hoffnung mit Gesängen voll Dankbarkeit. Auf bescheidene Weise praktizieren wir das auch, wenn wir „das neue Lied“ singen. Die Psalmen fordern immer wieder dazu auf,

Gottes Melodie der Hoffnung neu aufzunehmen und seine Gedanken des Friedens. Gerade der absichtslose Lobpreis bereitet den Boden für eine langsame persönliche Wandlung und für ein geduldiges Wachstum miteinander in einer Gemeinschaft, in deren Zentrum der Gott der Hoffnung uns beleben will.

Im neuen Lied singen wir, neu zu werden! „Der Gott der Hoffnung erfülle euch mit aller Freude und mit allem Frieden im Glauben, damit ihr reich werdet an Hoffnung in der Kraft des Heiligen Geistes (Röm 15,13).“



Laurentius Schlieker, Ohne Titel (2026)



Einblicke

Von Glaube und Dichtung, Büchern und Menschen

Ein Interview mit Br. Jakobus Scavenius



Der kleine Thomas Scavenius im Jahr 1953



Geboren bist du 1950 in Kopenhagen ...

Ja, und dort bin ich die ersten Jahre auch aufgewachsen, in einer überschaubaren Großstadt. Mit den Vororten zusammen hat Kopenhagen etwa 1,5 Millionen Einwohner. Diese Atmosphäre hat mich natürlich geprägt, wenn etwa meine Mutter mit mir einkaufen ging. Wir wohnten mitten in der Altstadt, in der Nähe vom Graubrüdermarkt (Gråbrødretorv), einem sehr schönen Ort. Die „grauen Brüder“ waren die Franziskaner. Sie hatten dort schon 1238 ein Kloster errichtet, nur 12 Jahre nach dem Tod des heiligen Franziskus, das allerdings 1530 in der Reformation wieder aufgelöst wurde.

Meine Mutter war Architektin. Sie interessierte sich sehr für Inneneinrichtungen. Mein Vater war Bibliothekar, so wie ich. Sein Fachgebiet waren die Religionswissenschaften. Deswegen hatten wir so viele Bücher zu Hause. Ich bin mit Büchern aufgewachsen – meine Liebe dazu kommt ja nicht von ungefähr. Mein Vater hatte sicher 5000 Bücher in seiner Privatbibliothek. Der Schwerpunkt lag natürlich auf den Religionswissenschaften, aber es gab auch Belletristik, Literatur, die ihn interessierte.

Auch deutsche Literatur oder hauptsächlich dänische?

Ja, da war mehr dänische und vielleicht auch mehr französische Literatur in dänischer Übersetzung, weil mein Vater etwas französisch orientiert war. An deutscher Literatur gab es Goethe und Heine und so ...

Meine Eltern hatten die Idee, ich solle auf eine deutsche Schule gehen. Sie meinten wohl, ich sollte eine andere

Sprache lernen. Also bin ich mit sechs Jahren in die Schule der deutschen evangelischen St. Petri-Gemeinde gegangen. Da wurde abwechselnd auf Dänisch und auf Deutsch unterrichtet.



Mit Großmutter, Vater und Schwester

Und bist zum Studium dann gleich dort geblieben?

Nach zwei Jahren, da war ich acht, bekam mein Vater eine Anstellung in Århus an der Staatsbibliothek, als Fachreferent für Religionswissenschaften. Deswegen sind wir dann dorthin gezogen. Ich bin also nicht direkt aus Kopenhagen nach Gerleve gekommen, das wäre mir vielleicht auch schwer gefallen. Ich musste sozusagen erst ins „Exil“ nach Århus, in Jütland.

Århus ist die zweitgrößte Stadt in Dänemark ...

... und ungefähr so groß wie Münster. Dort bin ich zur Kathedralschule gegangen, eine sehr alte Schule, gegenüber dem evangelischen Dom. Dort habe ich das Abitur gemacht.

Ja, ich habe dann von 1969 bis 1974 dort Germanistik studiert. Es war eine gute Fakultät und ich hatte einen guten Professor für Literatur.

Warum hast du dieses Fach gewählt?

Das hat natürlich mit der deutschen Schule zu tun, durch die ich die deutsche Sprache kennengelernt hatte. Es hatte auch mit meinen Reisen zu tun; da habe ich die vielfältige Kultur in Deutschland entdeckt. Mein Fach sollte etwas mit Sprache und Literatur zu tun haben. Ein zweiter Grund war: Es war die Zeit der Achtundsechziger. Das Dänisch-Studium – das wäre ja auch eine Möglichkeit gewesen – war durch die marxistische Literaturinterpretation be-

herrscht. Das war für mich ein Gräuel. Da dachte ich: Dann gehst du lieber zu den Germanisten.

Mit einem solchen Abschluss geht man normalerweise ins Schulwesen, aber dazu hatte ich nicht so viel Lust. Ich wollte als Zusatz dann Bibliothekswesen studieren, und so kam ich wieder nach Kopenhagen.



Mit der Mutter, September 1976

Was lernt man alles als Bibliothekar?

Dazu gehören die humanistische und die technische Seite. Im Studium gab es sehr viel Literatur, zum Beispiel Kenntnisse über die Entwicklung des Romans, aber auch Handbuchkunde. Dann aber auch die praktischen Dinge, das Technische: Die Klassifikation, Systematisierung und Katalogisierung von Büchern, das muss man auch können. Auch ein Praktikum von sechs Monaten in einer großen Bibliothek gehört dazu.

In unserem Professbuch steht: „Ostern 1978 Konversion zur katholischen Kirche“ – also während dieser Ausbildungszeit?

Ich war einfach ein Suchender – auch durch die Literatur –, aber ich fand keine Antwort in der protestantischen dänischen Volkskirche. Da stehen diese abgeschlossenen Kirchen, die nur eine Stunde in der Woche öffnen – für lange, oft gute, aber auch trockene Predigten. Natürlich gibt es dort auch Kreise, wo der Glaube gelebt wird, aber das zog mich nicht an. Dorthin kam ich nur zu bestimmten Gelegenheiten.

Dann traf es sich, dass ich einen Dominikanerpater kennenlernte, den mein Vater vom Studium her kannte. Ich kam zufällig an seinem Kloster in einem nördlichen Stadtteil von Kopenhagen vorbei. Das war eine Gründung von Le Saulchoir in Frankreich. Dort lebten ungefähr acht Patres. Zufall oder Fügung – ich kam dort vorbei, und er stand draußen. Wir kannten uns flüchtig, und dann sagte er: Wenn du ein Zimmer suchst, dann haben wir etwas für dich. Es sind einige ausgetreten ... Wir haben jetzt Platz bekommen.

Ich wohnte damals bei einer etwas muffeligen alten Dame, daher war ich leicht zu überreden.

Dort lernte ich das katholische Milieu kennen. Die Gemeinde und die Liturgie waren viel lebendiger als in der evange-

lischen Kirche, man wurde viel mehr einbezogen, als ich es sonst kannte. Außerdem hatten sie eine große Bibliothek. Es war die Zeit nach dem Konzil, und viele Menschen dort waren sehr engagiert, wie das in einer katholischen Diaspora-Kirche oft ist. Das alles war im Geist der Zeit – ein bisschen modern, aber nicht zu modern. Es war eine schöne Zeit. Es kamen viele Gruppen, mit denen ich Kontakt hatte.

Der Weg zur Konversion ist irgendwie von allein gekommen. Als ich mich dann entschieden hatte, um Unterricht zu bitten, ist dieser Pater, er war erst 54, auf einer Fahrradtour an einem Herzinfarkt gestorben. Das war ein Schock. Danach wurde das kleine Kloster aufgelöst. Ein älterer französischer Pater, er hieß Grégoire, ist dann in die Innenstadt zum Generalvikariat gezogen. Da habe ich mir ein Herz gefasst, bin zu ihm gegangen und habe ihn um Unterricht gebeten.

Wie ging es nach dem Bibliothekars-Studium weiter?

Zuerst war ich ein halbes Jahr arbeitslos. Im Exerzitienhaus des Bistums habe ich damals etwas in der Bibliothek gearbeitet. Das war ganz gut. Dann habe ich das Benediktinerinnen-Kloster Åsebakken kennengelernt, 14 Kilometer nördlich von Kopenhagen, das ja heute wie Gerleve zur Beuronen-Kongregation

gehört. Dort gab es dänische Nonnen, einige kamen aus Deutschland. Heute sind es hauptsächlich brasilianische Schwestern aus einem Kloster, das die Schwestern in Brasilien gegründet haben. Åsebakken besuche ich immer noch einmal im Jahr, wenn es geht.

Dort habe ich das Benediktinische kennengelernt, habe die Regel Benedikts gelesen. Allerdings gibt es keine benediktinischen Männerklöster in Dänemark.

Dann habe ich von Nütschau gehört. Da ich Deutsch konnte, war das eine Option.

Zunächst kam aber noch eine berufliche Station ...

Ja, ich habe dann eine Stelle als Musikbibliothekar in Vejle gefunden. Das war wieder in Jütland, etwas südlicher als Århus, das dunkle Jütland ...

Warum das „dunkle“ Jütland?

Das sagt man so – wahrscheinlich, weil es weit weg von der Hauptstadt ist. In Dänemark ist es manchmal wichtig, ob man aus der Hauptstadt kommt, aus dem Umland – oder aus Jütland. In Vejle gab es eine katholische Gemeinde, ziemlich lebendig, und die gibt es immer noch. Aber da bin ich nur ein paar Jahre gewesen.

Wie kam es zum Fachbereich Musik?

Ich bin kein Musikfachmann, nur Musikliebhaber. Wir hatten aber im Studium einen musikalischen Schwerpunkt in der Abschlussarbeit. Das Thema war, glaube ich, „Gustav Mahler und seine Sinfonien“. Ich war eher Bibliothekar in der Musikabteilung, weil das gerade frei war, nicht im engeren Sinne Musikbibliothekar.

Ich bin früh ein Liebhaber von klassischer Musik gewesen. Besonders mag ich die Kantaten von Bach, Mozart und die Romantiker. Über mehrere Jahre bekam ich privaten Klavierunterricht.

Spielst du noch Klavier?

Ein paar Mal im Monat gehe ich an den Flügel im Forum, wenn der Raum frei ist.



Einige Jahre vor deinem „Amtsantritt“ wurde 1975 in Vejle eine neue städtische Musikschule gegründet, die heute eine lebendige Präsenz im Internet hat ...

... und wir hatten die Bücher über Musik, aber auch viel Notenmaterial und damals viele LPs.

Im Juni 1982 bist du dann in Gerleve ins Kloster eingetreten.

Da ist natürlich etwas vorausgegangen. Das Schlüsselwort ist „Nütschau“, das habe ich ja eben schon erwähnt. Ich wollte gern so ein Kloster kennenlernen und bin nach Nütschau gefahren. Bis dahin hatte ich mich mit der Spiritualität, wie sie mir bei der Lektüre der Benediktsregel begegnet ist, eher theoretisch beschäftigt – mit Grundbegriffen wie der Unterscheidung, dem Maßhalten oder dem „habitare secum“, dem „Bei sich selber zu Hause Sein“. Ich wollte Liturgie und Stundengebet erleben, vor allem die Psalmen. Die haben ja auch mit Dichtung zu tun, sind Poesie.

In Nütschau bin ich ein paar Mal gewesen. Am Anfang waren die Brüder dort ziemlich reserviert. Ich habe sie dann später ganz anders kennengelernt, sehr herzlich und freundlich – aber es war deutlich, dass sie es, wie es auch in der Regel steht, nicht gleich zu einladend machen wollten. Aber ich durfte kommen, und dann sprachen sie viel

von Gerleve. Das müsse ich unbedingt auch gesehen haben. Man könne nicht Benediktiner werden, wenn man nur Nütschau gesehen habe.

So haben sie dich dann ins „Mutterkloster“ weitergeleitet ...

... und nach zwei Besuchen bin ich dann da „hängengeblieben“. Abt Clemens war damals Abt und Pater Gregor Potthoff Novizenmeister. Das Noviziat habe ich als eine ganz gute Zeit in Erinnerung. Es war alles sehr gründlich und gewissenhaft, ein bisschen streng. Zum Beispiel durften wir Postulanten und Novizen keine Bücher in der Bibliothek ausleihen. Hast du das auch so erlebt?

Nein, das sah bei mir anders aus. Ich kannte die Bibliothek der Dormitio schon von meinem Studium her. In meiner Zeit als Postulant und Novize hatte ich vielmehr die Aufgabe, einen großen Teil der Bibliothek neu aufzustellen.

Ich habe dann gemerkt, dass das nicht geht. Ich war ja schon Bibliothekar und



habe die Bibliothek dann trotzdem benutzt. Das habe ich aber zuerst niemand erzählt, erst später ...

Wie viele Novizen wart ihr damals?

Wir waren acht Novizen, sechs sind noch hier. Es war ein großes, lebhaftes Noviziat. Es gab viel Unterricht mit ganz verschiedenen Leuten. Pater Gregor als Magister mit der Benediktsregel, Pater Martin gab Ordensgeschichte, Pater Anselm war dabei ... Dazu kam die Mitarbeit in verschiedenen Bereichen. Das habe ich gern gemacht.

Damals kam auch die Frage nach dem Priestertum auf. Für mich war es eigentlich viel zu früh, dass ich dazu hätte Stellung nehmen können. Ich konnte mich gar nicht in dieser Rolle sehen.

Es war die Zeit, wo praktisch jeder, der mit Abitur eintrat, zum Theologiestudium geschickt und dann zum Priester geweiht wurde – auch, um die ganzen pastoralen Aufgaben mit erfüllen zu können. Mönchtum und Priesteramt sind aber zwei verschiedene Berufungen. In etwas anderer Weise habe ich das auch erlebt.

Ja, genau. Da musste ich etwas kämpfen, weil ich mich in dieser Rolle nicht sehen konnte. Zuletzt hat das auch der Novizenmeister unterstützt. Bei Bruder Liborius war das ähnlich.

Nach der Zeitlichen Profess bist du aber trotzdem ins Theologiestudium gegangen, für zwei Jahre nach Salzburg.

Ich dachte eigentlich, ich hätte genug studiert, ich war auch schon 34 Jahre alt. Aber dann meinten Abt Clemens und Pater Gregor, dass ein Basiswissen in Theologie günstig wäre, auch um die Bücher in der Bibliothek richtig einzuordnen. Das stimmt ja auch. Ich habe dann den Schwerpunkt systematische Theologie gewählt und interessante Leute gehört, darunter Gottfried Bachl, der auch immer wieder die Brücke zwischen Theologie und Dichtung geschlagen hat.

Deine Ausbildung zum Bibliothekar in den siebziger Jahren hast du noch ganz „analog“ absolviert. Wie hast du die Digitalisierung seit 1990 erlebt?

Weil ich ein bisschen altmodisch bin, war ich erst nicht so begeistert davon. Aber ich habe mich daran gewöhnt und sehe natürlich auch, dass es so leichter ist. In gewissen Arbeitsgängen benutze ich das ja auch selbst. In der



Im Arbeitsraum der Bibliothek

retrospektiven Katalogisierung unserer Bestände hat Pater Marcel damals sehr viel Arbeit geleistet. Das war eine enorme Fleißarbeit, die Frau Lücken dann später zu Ende geführt hat.

Wie viele Bände haben wir in unserer Bibliothek?

Ungefähr 250.000 Bände.

Unsere Chronik berichtet, dass du mehrfach an Tagungen der „Arbeitsgemeinschaft Katholisch-Theologischer Bibliotheken“ (AKThB) teilgenommen hast. Was gibt es dort für Themen?

Die Tagungen finden meistens in einer Domstadt, wo es eine Diözesanbibliothek gibt, oder in einem Kloster statt. Da kommt man ein wenig herum, und das war natürlich interessant. Es war auch immer ein Ausflug im Programm. Am meisten interessiert haben mich natürlich die humanistischen und kulturgeschichtlichen Themen, die alten Klosterbibliotheken und ihre Geschichte. Dann kamen natürlich zunehmend auch die technischen Themen dazu.

Hast du auch einmal mit alten Handschriften gearbeitet?

Nein. In unserem „Altbestand“ stehen gedruckte Bücher aus der Zeit vor 1800. Handschriften aus der Zeit vor dem Buchdruck haben wir nicht viel.

Welche geistliche Bedeutung hat unsere Bibliothek für dich?

Die Benediktsregel misst den Büchern eine große Bedeutung zu. Das Lesen, die „Lectio divina“, steht als drittes Element neben dem Beten und Arbeiten. Deswegen finde ich eine Klosterbibliothek ganz wichtig, genauso, wie man Zeit haben muss zum Lesen. Benedikt wird sicher zuerst an die Bibellektüre gedacht haben, aber es können ja auch andere geistliche Bücher sein – oder Dichtung. Auch die Psalmen sind Gedichte mit ihren starken Bildern, die auf Gott hinweisen. In der deutschen Dichtung gibt es das alles auch. Da habe ich eine gewisse Vorliebe für das 19. Jahrhundert.

In der Buchhandlung braucht es einen anderen Umgang mit den Büchern – wenn man sie einkauft, um sie dann wieder zu verkaufen. Wir haben dank dir und Bruder Liborius eine theologische Fachbuchhandlung, die in unserer ganzen Region einzigartig ist. Ist das nicht auch ein seelsorglicher Dienst an den Menschen, die nicht immer nur „Kunden“ sind?

Ich bin froh, dass ich immer mit Büchern gearbeitet habe – und dass es nicht nur um Bücher ging, sondern um Bücher und Menschen. Diese Mischung in der Buchhandlung ist sehr interessant, der Kontakt mit den Menschen, bei der Beratung und in kleinen Gesprächen, das

ist für mich eine gute Ergänzung zur Arbeit hier in der Bibliothek. In der Buchhandlung bin ich heute aber etwas weniger als früher, ich bin ja auch älter geworden.



Mit Br. Liborius in der Kunst- und Buchhandlung

Du warst mit Bruder Liborius mehrmals auf der Frankfurter Buchmesse. Seid ihr dort hingefahren, um gezielt zu schauen, was man im Programm haben sollte, oder auch aus persönlichem Interesse?

Eigentlich beides. Wir haben dort alles nachbestellt, was bei den Vertretern, die zu uns nach Gerleve kamen, gefehlt hat. Später haben wir vor allem bei denjenigen Verlagen geschaut, die keine Prospekte und keine Vertreter hatten. Da kann man auf einer solchen Messe auch einiges entdecken.

Dazu kamen interessante Begegnungen. Jedes Jahr liegt ja der Schwerpunkt auf einem bestimmten Land, und es gibt Vorträge. Dort habe ich auch Anselm Grün gehört. Einmal war ich in Leipzig zur Buchmesse. Da habe ich Leute wie Martin Walser, Felicitas Hoppe oder Heiner Geißler erlebt.

Im Exerzitienhaus hast du über viele Jahre eine Kursreihe mit dem Titel „Glaube und Dichtung“ angeboten.

Das habe ich 1987 begonnen, nach meiner Rückkehr aus Salzburg. Ich habe Kurse zu Dichtern wie Johann Wolfgang von Goethe, Friedrich Hölderlin, Annette von Droste-Hülshoff, Jean Paul, Eduard Mörike oder Theodor Fontane gehalten, aber auch zu modernen Autoren wie zum Beispiel Thomas Mann und Hermann Hesse, Rainer Maria Rilke und Hilde Domin.

Was spricht dich in den Werken dieser Autorinnen und Autoren an? Ist es immer wieder etwas Neues oder gibt es auch Gemeinsamkeiten, verbindende Linien zwischen den Dichtern?

Eigentlich beides. Es ist immer schön, wenn man ein neues Thema findet, aber das fügt sich meist in Traditionen ein. Da hatte ich zwei Möglichkeiten. Einmal die direkte Beschäftigung der Dichter mit religiösen Themen, wie etwa die Lieder von Paul Gerhardt. Oder der eher indirekte Zugang zum religiösen Hintergrund eines Dichters, wie zum Beispiel in Goethes Roman „Wilhelm Meisters Wanderjahre“, bei Hermann Hesse oder bei Thomas Mann. Das sind wahre Fundgruben für eine religiöse Auseinandersetzung.

Wurden diese Kurse gut angenommen?

Ja, in den 30 Jahren, in denen ich das angeboten habe, wurde das gut angenommen. Es gab viele Menschen, die regelmäßig wiederkamen, und immer auch einige neue Gesichter. In den ersten Jahren waren es meist 10 – 15 Personen, später etwas weniger.

Wie sah nach deinem Klostereintritt der Kontakt zu deiner Familie aus?

Ich habe keinen eigentlichen Widerstand gegen meinen Weg erlebt. Meine Mutter ist leider schon 1980 verstorben, sie hat Gerleve nicht mehr kennengelernt. Aber mein Vater kam dann mehrmals im Jahr zu Besuch. Meine Schwester hat einen evangelischen Pastorensohn geheiratet. Sie ist leider schon sehr früh verstorben, wie auch ihr Mann. Aber ihre Kinder, meine vier Nichten und mein Neffe kommen mich immer wieder besuchen, manchmal jedes Jahr. Das ist sehr schön. Umgekehrt ist es etwas unpraktisch, dass die „alte Heimat“ so weit weg ist. Aber ich habe ja meine Heimat auch hier.



Vor ein paar Wochen bist du zusammen mit P. Thaddäus und dem Kolpingwerk auf eine Reise nach Dänemark und Schweden gefahren – und hast dort auch einige Führungen übernommen.

Das war eine schöne Reise. Ich wollte auch einige Orte wiedersehen, wo ich seit Jahrzehnten nicht gewesen bin.

Deine dänische Muttersprache hat sicher auch ihre Bedeutung für dich behalten.

Natürlich. Ich lebe mit zwei Sprachen, und hier gibt es auch die Möglichkeit, etwas zu vermitteln. Deshalb habe ich mehrmals Gedichte und andere Texte ins Dänische übersetzt, zum Beispiel Texte von Jean Paul, Eduard Mörike und Gedichte von Frauen nach 1945. Eine meiner Nichten, die selbst schriftstellerisch tätig ist, hat Kontakt mit einigen kleinen, idealistischen Verlagen und Zeitschriften und hat auch selber Beiträge verfasst.

Wie erlebst du unser Kloster heute, im Jahr 2026, 44 Jahre nach deinem Eintritt? Was macht dir Freude? Was macht dir Sorgen?

Freude machen mir unverändert das Stundengebet und die geistliche Lesung, auch der Ort und die Landschaft, manchmal auch die Mitbrüder [lacht] ... Sorgen kann man sich schon über die Zukunft machen. Aber wenn man schon

76 Jahre alt ist, dann denkt man, das hält vielleicht so lange, wie man selber lebt. Aber die etwas Jüngeren wie du machen sich bestimmt etwas mehr Sorgen.

Was wünschst du dir für unsere Gemeinschaft – auch im Blick auf unseren „Zukunftsprozess“? Was möchtest du unseren Lesern sagen?

Ich wünsche mir, dass das benediktinische Leben in Gerleve nicht ganz aufhört. Hier im Kloster werden wir alle älter. Wenn ich allerdings im Gelände unterwegs bin, drüben in den Gästehäusern, da sehe ich doch eine ganze Menge Leben.

Aber ich sehe auch das Problem, dass wir so konzipiert sind, dass es schwierig wird, kleine Brötchen zu backen. Das hat sicher auch etwas mit dem Stolz zu tun, dass man das nicht alles so aufrecht erhalten kann – den Gesang zum Beispiel.

Aber warum sollte es an diesem Ort nicht irgendwie weitergehen? Vielleicht nicht unbedingt genau so, wie es jetzt ist. Ich finde unsere Gespräche dazu in der Gemeinschaft gut, aber man merkt auch, dass der Spielraum nicht allzu groß ist. Wichtig ist, dass die, die hier sind, auch zusammenhalten. Und wenn Gott will, dass es weitergeht, dann wird er schon etwas dazutun.





Ausstellung in der Ludgerirast

Kunst, die mitten ins Leben trifft

Klaudia Maria Dederichs
Br. Matthäus Weber



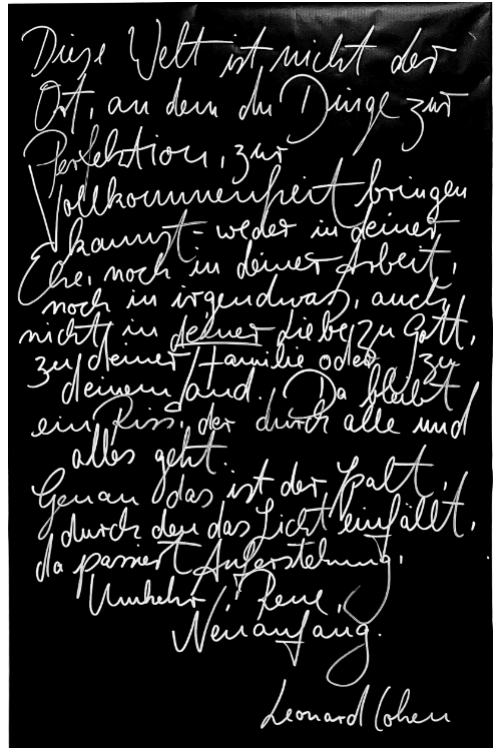
Ein besonderer Ort in der Fastenzeit

Wie kann eine Kunstaktion in der Fastenzeit Menschen heute erreichen? Mit dieser Frage im Hinterkopf wollten wir etwas schaffen, das nicht nur betrachtet, sondern erlebt werden kann. Eine Aktion, die aktuelle Themen aufgreift, Raum für persönliche Geschichten bietet und Menschen einlädt, selbst Teil des Kunstwerkes zu werden – eine kreative Mitmach-Aktion, die die Fastenzeit mit Leben füllt. So schufen wir für die Fastenzeit 2026 eine besondere Installation im Eingangsbereich des Exerzitienhauses Ludgerirast, die große Aufmerksamkeit bei den Gästen fand.

Wir sind von der berühmten Zeile des Songwriters Leonard Cohen ausgegangen, dass „ein Riss durch alle und alles

geht“ und gerade dieser Spalt der Ort ist, „durch den das Licht einfällt“.

So haben wir ein Kunstprojekt begonnen, das sich mit den Erfahrungen von Bruch, Verletzlichkeit und Hoffnung auseinandersetzt. In dieser Perspektive erscheinen Risse nicht allein als Zeichen von Verlust und Zerstörung, sondern zugleich als Öffnungen für Wandlung, Umkehr, Reue und Auferstehung.



Da bleibt ein Riss, der durch
alle und alles geht.

Genau das ist der Spalt,
durch den das Licht einfällt.



Im Zentrum der Gestaltung hing ein Kreuz, das die Zeichen von Plus und Minus in sich vereint. Es verweist auf die Ambivalenz menschlicher Erfahrungen – auf Schuld und Versöhnung, Scheitern und Neuanfang, Dunkelheit und Licht.

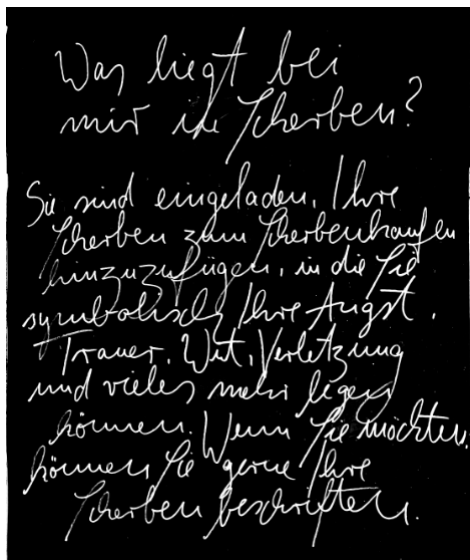


Um dieses Symbol herum entstand ein Raum der Reflexion, in dem das Motiv der Scherben vielfältig aufgenommen wurde.

Besucherinnen und Besucher waren eingeladen, Scherben zu beschriften und ihre eigenen Erfahrungen von Brüchen und Verlusten sichtbar zu machen.



Die Fragen lauteten: Was liegt in meinem Leben in Scherben?



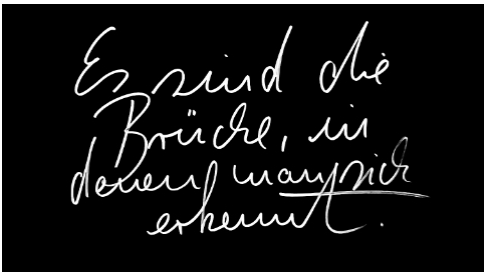
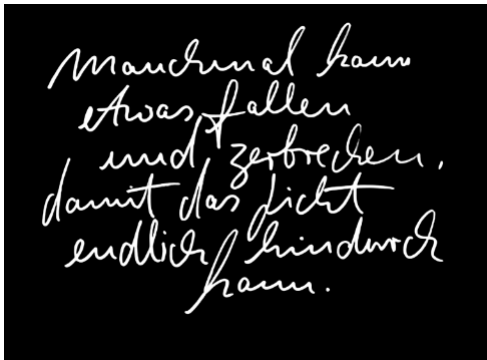
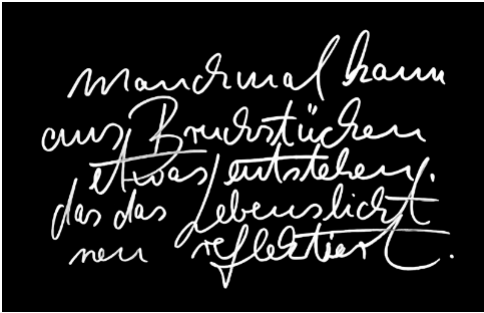
Wo sind Beziehungen zerbrochen, Freundschaften beschädigt oder Vertrauen verloren gegangen? Welche Verletzungen prägen unsere Kirche, unsere Gesellschaft oder unser persönliches Umfeld?

Die beschrifteten Scherben sollten verdeutlichen, dass Leid, Zerstörung und Zerbrechlichkeit nicht nur die politische und gesellschaftliche Wirklichkeit kennzeichnen. Sie sind ebenso Teil unserer individuellen Lebensgeschichten und zwischenmenschlichen Beziehungen. Jeder Bruch kann von einer Erfahrung des Verlustes, aber auch von der Sehnsucht nach Heilung und Versöhnung erzählen.

Ergänzt wurde die Installation durch weitere Texte zum Thema Scherben und

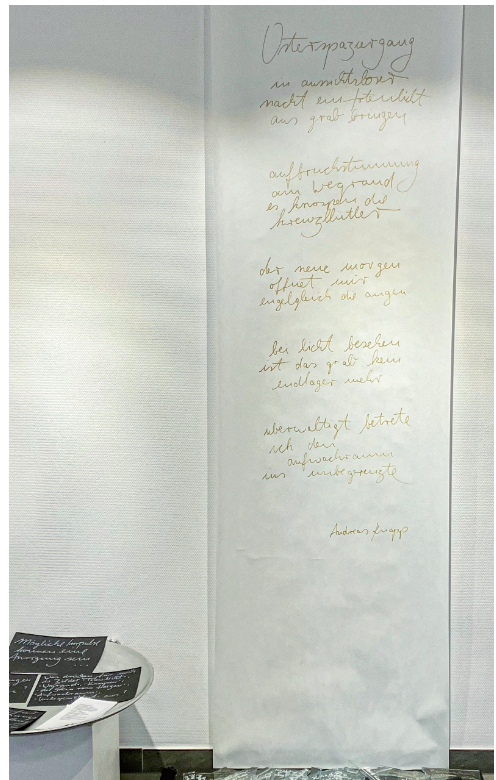


Brüche. Sie eröffneten unterschiedliche Zugänge zu den Erfahrungen menschlicher Verletzlichkeit und luden dazu ein, die eigenen Lebensrisse nicht zu verdrängen, sondern bewusst wahrzunehmen. Ein Raum entstand, in dem Klage und Hoffnung, Schmerz und Zuversicht nebeneinander stehen konnten.



Die Kunstinstallation im Licht des Gedichts „Osterspaziergang“ von Andreas Knapp

Zu Ostern wurde die Kunstinstallation aus beschrifteten Scherben und Brüchen, aus Erfahrungen von Verlust, Schmerz und dem, was Menschen bewegt und verändert, neu gedeutet. Im Mittelpunkt dieser Verwandlung stand das Gedicht „Osterspaziergang“ von Andreas Knapp.



Besonders die Zeile „bei Licht besehen / ist das Grab kein Endlager mehr“ erschloss einen neuen Blick auf die



Installation und ihre Aussage. Sie sollte die oft verborgene Fragilität des Lebens sichtbar machen. Genau an diesem Punkt setzt das Ostergedicht von Andreas Knapp an. Der Dichter beschreibt den Weg vom Dunkel ins Licht, von der Hoffnungslosigkeit zur Hoffnung. Das Grab erscheint zunächst als Ort des Todes und des endgültigen Endes. Doch die Auferstehung Christi erhält eine neue Bedeutung. Wenn Knapp schreibt: „bei licht besehen / ist das grab kein endlager mehr“, verwendet er bewusst ein modernes Bild. Ein Endlager ist ein Ort, an dem etwas endgültig verwahrt und abgeschlossen wird. Das Grab ist nach österlichem Verständnis jedoch kein solcher Ort. Der Tod hat nicht das letzte Wort. Das Grab wird zum Durchgang, nicht zum Endpunkt.

Die Aussage verändert auch die Wahrnehmung der Kunstinstallation. Die Scherben bleiben Scherben, die Brüche werden nicht ungeschehen gemacht. Ostern bedeutet nicht, dass Leid und Verlust verschwinden. Aber sie erhalten eine neue Perspektive. Was zerbrochen ist, bleibt nicht sinnlos. Was verloren scheint, muss nicht endgültig verloren sein. Im Licht der Osterbotschaft werden die Scherben zu Zeichen einer Hoffnung, die über das Sichtbare hinausweist.

So verwandelt die Installation symbolisch „ins Licht“. Die einzelnen Bruchstücke stehen nicht mehr für den Schmerz, sondern auch für die Möglich-

keit eines Neuanfangs. Wie das Grab kein „Endlager“ mehr ist, so sind auch die menschlichen Brüche nicht das letzte Kapitel einer Lebensgeschichte. Die Osterbotschaft eröffnet die Hoffnung, dass Gott selbst dort Zukunft schafft, wo Menschen nur Grenzen und Enden sehen.

Das Kunstwerk wird dadurch zu einem starken österlichen Bild: Aus den Scherben des Lebens entsteht keine perfekte Ganzheit, sondern eine neue Wirklichkeit, die vom Licht der Auferstehung durchdrungen ist.

Neues Leben über den Scherben

Nach Ostern wurden die Scherben der Installation vor der Ludgerirast symbolisch begraben. Dieser Ort erwies sich dabei als besonders passend: Dort wächst ein Rotahorn, der vor einigen Jahren ganz unerwartet aus einer bereits tot geglaubten Wurzel hervorgegangen ist. Niemand hatte ihn gepflanzt. Aus dem, was abgestorben und verloren schien, ist neues Leben entstanden.

Der Baum steht als lebendiges Zeugnis dafür, dass nicht alles endet, was nach einem Ende aussieht. Wo Menschen nur Vergänglichkeit sehen, kann neues Leben aufbrechen. So wurde der Ort vor der Ludgerirast zu einem besonderen Zeichen: Über den begraben Scherben wächst das Leben weiter. Hier wird die Osterbotschaft greifbar: Nicht alles, was begraben wird,



bleibt verloren. Manches beginnt gerade dort neu, wo man nur noch ein Ende vermutet hat.

Resümee der Fastenzeit ...

Die Kunstaktion „Scherben“ hat viele Menschen bewegt.



Zahlreiche Besucherinnen und Besucher nahmen sich Zeit, die Installation auf sich wirken zu lassen. Besonders das außergewöhnliche Kreuzgewand, zwischen Tunika und Kreuzsymbol, geprägt von Plus- und Minuszeichen, zog die Aufmerksamkeit auf sich. Es wurde vielfach zum Anlass für persönliche Meditation und innere Auseinandersetzung.

Die Installation lud dazu ein, über die Brüche des Lebens nachzudenken. Die ausgewählten Texte über Verluste, Verwundungen, Krisen und Neuanfänge eröffneten einen Raum, in dem persönliche Erfahrungen ihren Platz finden konnten. Viele Menschen folgten der Einladung, ihre Gedanken auf Scherben

festzuhalten – auf Fragmenten dessen, was zerbrochen ist oder schmerzhaft zerbrochen wurde.

Dabei zeigte sich die ganze Bandbreite dessen, was Menschen bewegt.



Die beschrifteten Scherben spiegelten die großen Herausforderungen unserer Zeit wider: Kriege, gesellschaftliche Spaltungen, Klimawandel, Unsicherheit und Zukunftsängste. Zugleich wurden sehr persönliche Erfahrungen sichtbar – Konflikte in Familien, zerbrochene Freundschaften, Enttäuschungen, Mobbing im Berufsleben, Krankheit, Einsamkeit, Abschiede und Trauer. Die beschrifteten Scherben erzählten von all dem, was Menschen als „Minus“ in ihrem Leben erfahren.

Aus den vielen Scherben entstand ein beeindruckendes Gesamtbild menschlicher Wirklichkeit. Unterschiedliche Lebensgeschichten verbanden sich zu einem gemeinsamen Zeugnis dafür, dass niemand ohne Brüche durchs Leben geht.



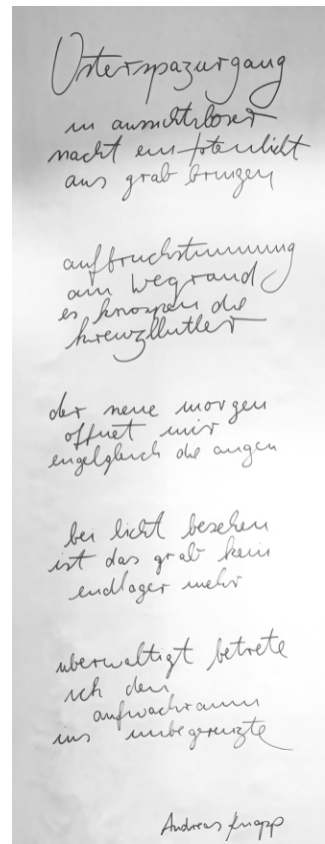
Die Kunstaktion schuf einen geschützten Raum für das, was im Alltag keinen Platz findet: für Trauer, Nachdenklichkeit, Ehrlichkeit und Hoffnung. So entstand ein Ort der Stille und der Beteiligung zugleich. Seine besondere Wirkung lag gerade in der Verbindung von moderner Formsprache, inhaltlicher Tiefe und der Einladung, sich mit der eigenen Lebenswirklichkeit einzubringen.

Viele Menschen zeigten sich von der Qualität der Installation beeindruckt. In ihrer Modernität und bewussten Reduktion eröffnete sie einen Raum des Nachdenkens. Sie verzichtete auf Überflüssiges und konzentrierte sich auf das Wesentliche: die Erfahrungen, Fragen und Hoffnungen der Menschen. Die Installation wurde von vielen Besucherinnen und Besuchern aufmerksam betrachtet und häufig fotografiert.

... und in der Veränderung auf Ostern hin

Die Veränderung fand bei vielen Menschen Zuspruch. Mit Hilfe von Impulsfragen waren die Besucherinnen und Besucher eingeladen, das Gedicht „Osterspaziergang“ von Andreas Knapp nicht nur zu lesen, sondern es auf die persönliche Lebenssituation zu beziehen. Viele nahmen sich Zeit, das Gedicht auf sich wirken zu lassen und über ihre eigene Geschichte nachzudenken. In Gesprächen und Rückmeldungen wurde deutlich, wie sehr das Gedicht von der

Sehnsucht nach Wandlung spricht. Viele Menschen entdeckten im Gedicht Spuren ihrer eigenen Lebensgeschichte. Es wurde zu einem Spiegel persönlicher Erfahrungen und zugleich zu einer Einladung, auf die Möglichkeiten des Neuanfangs zu vertrauen.



Ostern
bedeutet
bedeutsam
das Leben
wählen

Ostern
beginnt
mit der
Ehrlichkeit
vor mir selbst
und dem
Leben



Hingehört

Attraktivität und Nachwuchs

P. Ralph Greis

Eine der Arbeitsgruppen in unserem klösterlichen „Zukunftsprozess“ hat das Thema „Attraktivität und Nachwuchs“. Vordergründig scheint das zu bedeuten: Wie können wir so attraktiv sein oder werden, dass wir klösterlichen Nachwuchs bekommen, ja „generieren“? Auf den zweiten Blick fragt man sich: Müssen wir attraktiv sein, um Nachwuchs zu bekommen? Oder müssen wir erst (wieder) Nachwuchs haben, um attraktiv zu werden?

„Attraktiv“ kommt von *ad-trahere*, etwas zu sich heranziehen. Anziehend kann ein Vorgang sein, wenn etwa ein Fisch an dem Haken hängt und kaum noch eine Chance gegen das Einholen der Angelschnur hat. Bei Menschen wären solch „attraktive“ Maßnahmen eindeutig übergriffig – ein Klostereintritt oder gar eine Profess, die nicht in völliger äußerer und innerer Freiheit erfolgen, sind kirchenrechtlich schlicht ungültig und wirkungslos.

Anziehend kann aber auch das Wesen oder die Gestalt einer Sache sein, sodass ich aus freiem Entschluss dort hin will und mich selber in Bewegung setze. Soll unsere klösterliche Lebensform, unsere benediktinische Gemeinschaft attraktiv sein, dann muss es zuerst darum gehen, was und wer wir sind – und erst dann, was wir tun und machen. Das hat Abt Clemens Schmeing den Gerlever Mönchen schon 1971 ins Stammbuch geschrieben, gleich nach seiner Wahl zum Abt.

Es gilt heute nicht weniger. *Was* wir sind, muss daran erfahrbar werden, *wie* wir das sind – als Einzelne und als Gemeinschaft. Wir dürfen sagen und zeigen, *warum* wir das sind und warum wir es *so* sind (vgl. 1Petr 3,15). Wenn wir den Menschen, die uns danach fragen, nicht frohen Herzens sagen können, dass wir es gern sind, wenn wir nicht dahinterstehen, dann können wir und unser Leben nicht attraktiv sein.

Vielleicht könnten wir aber zumindest noch eine Attraktion werden, wenn die letzten Exemplare unserer Art einmal ausgestopft im Münsteraner Museum für Naturkunde stehen sollten – neben Mammut und Höhlenbär: Solche Wesen mit einem schwarzen, sogenannten „Habit“ haben auch einmal im westlichen Münsterland gelebt!

Dann: Was bedeutet eigentlich „Nachwuchs“? Das Wort betont die zeitliche Dimension: Jemand kommt nach uns, wächst in die Räume hinein, die wir freigeben. Biologisch gesehen geschieht das normalerweise innerhalb derselben Art, nicht aber am selben Individuum. Wenn mir die Haare nachwachsen (wo sie es noch tun) oder die geköpften Linden vor der Gerlever Klosterpforte neue Zweige schieben, dann spricht man eher vom „Nachwachsen“. Gezieltes Zurückschneiden sollte freilich keine Option für das Wachsen einer klösterlichen Gemeinschaft sein. Andererseits bedeutet „Nachwuchs“ auch Fruchtbarkeit. Sind wir im übertragenen Sinne (noch) fruchtbar?

Die „klassischen“ Sprösslinge des klösterlichen Nachwuchses sind jene Interessenten, dann Postulanten und Novizen, die auf eine Profess zugehen und unser Leben in der vollen Form übernehmen, teilen und weiterführen wollen. Die Attraktivität dieser Lebensform ist allerdings rückläufig – aus ganz verschiedenen Gründen.

Statt auf *Nachwuchs* sollten wir vielleicht auf *Zuwachs* schauen. Dieses Wort betont die räumliche Dimension: Jemand wächst von außen her auf uns zu. Er muss nicht unbedingt zur selben „Art“ gehören, wenn er unser Biotop teilen will, muss auch nicht unbedingt im engeren Sinne hineinwachsen. Hier

können Ideen einer „gestuften Zugehörigkeit“ ihren Platz finden, von der Klausaloblation über verschiedene Formen von „Kloster auf Zeit“ bis hin zu Gästen, die aus unterschiedlichen Gründen unser Leben für eine Weile und in begrenztem Umfang teilen möchten.

So könnten wir etwa Studenten einen geschützten Arbeitsplatz in unserer gut aufgestellten theologischen Bibliothek anbieten, verbunden mit einer einfachen Unterkunft und einem „geistlichen Familienanschluss“, der sich gestalten lässt. Über unseren rumänisch-orthodoxen Gast David Guzu hat die Chronik weiter oben berichtet. Seine Zeit bei uns war für beide Seiten ein Gewinn.

In Gottes großem Wald mögen wir alle durchaus eigengeprägte Gewächse sein. Wo Mönche jedoch in Monokultur stehen – beide Wörter haben einen gemeinsamen Kern –, werden sie anfällig für so etwas wie geistige Borkenkäfer. Für diese müssen wir nicht einmal „attraktiv“ sein, da sie selten von außen kommen, sondern meist im Innern entstehen. Dagegen kann eine gute Diversifizierung des klösterlichen Biotops, zumal im Angesicht des „Klimawandels“ in Kirche und Gesellschaft, zu einer Stärkung und Stabilisierung beitragen. Andere Bäume und Pflanzen können auch uns zum Wasser verhelfen, Mineralstoffe auf-

schließen, Erosions- und Brandgefahr verringern, die Luft verbessern und uns obendrein durch bunte Blüten erfreuen.

Umgekehrt: Wir dürfen nicht gleich alles ausreißen, von dem wir glauben oder auch nur denken, dass es da nicht hingehört. Und ein flächiger geistiger oder geistlicher Gifteinsatz, und da sind eine ganze Reihe gefährlicher Pneumatozide im Angebot, würde am Ende das Ganze bedrohen. Was „sauber“ scheint, ist oft schon tot.

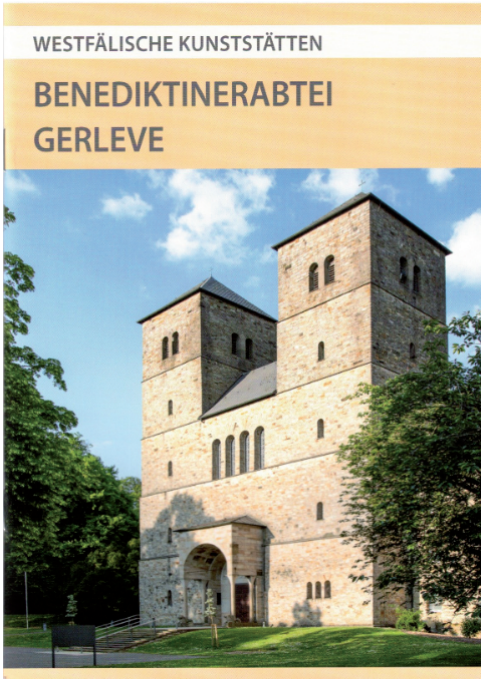
Nachwuchs muss nicht immer nachhaltig sein. Zuwachs dagegen könnte auch zukunftsweisend sein. Ein gesunder Mischwald jedenfalls ist attraktiv – um sich darin zu bewegen, durchzuatmen, um zu riechen, zu hören, zu schauen und um die Ruach auf der Haut und im Herzen zu spüren, die dort weht, wo Gott es will. Wir sollten einmal schauen, was der Herr bei uns wachsen lassen mag. Und er möge uns Wasser, Wind und Sonne dazu geben.

Aus unserer Kunst- und Buchhandlung

P. Marcel Albert OSB
Benediktinerabtei Gerleve
Westfälische Kunststätten,
Heft 100

Nach der letzten umfassenden Renovierung unserer Abteikirche ist im Jahr 2004 erstmals P. Marcells Kunstführer in der Reihe „Westfälische Kunststätten“ erschienen. 22 Jahre später gibt es nun die inzwischen fünfte überarbeitete Auflage, mit erweitertem und aktualisiertem Text sowie zahlreichen neuen Fotografien.

Die „Westfälischen Kunststätten“ werden vom Westfälischen Heimatbund in Verbindung mit dem Landschaftsverband Westfalen-Lippe (LWL) herausgegeben. Sie widmen sich einzelnen Ortschaften und Bauwerken, darunter auch Kirchen und Klöstern. Unser Heft, das in der Reihe die markante Nummer 100 trägt, beschreibt die Geschichte von Gerleve, die äußere Anlage des Klosters und der weiteren Gebäude, die innere Ausstattung der Abteikirche und schließlich besondere sakrale Kunstwerke in unserem „Kirchenschatz“.



Münster: Westfälischer Heimatbund
5. überarbeitete Auflage 2026
34 Seiten, zahlreiche Abbildungen
Klammerheftung
3,50 €
ISSN: 0930-3952

Höre und gehe

75 Jahre Priorat St. Ansgar in Nütschau

Während die Dormitio in Jerusalem auf 100 Jahre seit ihrer Erhebung zur Abtei zurückschauen kann, sind es für das Kloster Nütschau in Holstein 75 Jahre seit der Gründung. Im Zweiten Weltkrieg hatte der Osnabrücker Bischof Wilhelm Berning den Gerleverten Mönchen großzügig geholfen und viele von ihnen bei sich am Dom aufgenommen, als sie von den Nationalsozialisten aus unserem Kloster vertrieben worden waren.

Einige Jahre nach dem Krieg bat Bischof Berning seinerseits Abt Pius Buddenborg um Hilfe, um seinen schon lang gehegten Wunsch nach einem Benediktinerkloster im Norden Deutschlands zu erfüllen. Die Mönche sollten ihn auch in der Sorge für die katholischen Heimatvertriebenen unterstützen. Als das Gut Nütschau mit seinem Herrenhaus aus dem 16. Jahrhundert zum Verkauf stand, erwarb es Bischof Berning am 3. Februar 1951 für Gerleve. Am 1. März traf Pater Michael Bürgers aus Gerleve in Nütschau ein, Bruder Reginbert Rossmöller und Pater Plazidus Schornstein kamen im April dazu. Am 6. Mai eröffnete Abt Pius das „Haus St. Ansgar“, zunächst als kleine Cella mit Landwirtschaft und einem Exerzitienhaus. 1960 folgte die Erhebung



zum einfachen Priorat, 1975 zum selbstständigen Konventualpriorat.

Am 9. Mai dieses Jahres haben die Brüder in Nütschau das Jubiläum gemeinsam mit dem Hamburger Erzbischof Stefan Heße, mit Abtpräses Franziskus Berzdorf aus Beuron und mit Abt Andreas aus Gerleve gefeiert. In seiner Predigt erinnerte Abt Andreas daran, dass der damalige Abt Pius Buddenborg der Nütschauer Gemeinschaft seinerzeit seinen eigenen Wahl-spruch als Abt mit auf den Weg gegeben hat: Per ducatum Evangelii. „Unter der Führung des Evangeliums ..., schreibt der heilige Benedikt, sollen die Mönche leben, beten und arbeiten.“ Unter der Führung des Evangeliums, so Abt Andreas, ist die Nütschauer Gemeinschaft gewachsen. Fünf der heutigen Mönche haben ihren klösterlichen Weg einmal in Gerleve begonnen und hier die Profess abgelegt.

Anlässlich des Jubiläums haben die Brüder ein Buch herausgegeben – mit ihren eigenen Berufungsgeschichten: „In siebzehn spirituellen Porträts“, heißt es in der Ankündigung, „begegnen wir keinen entrückten Heiligen, sondern suchenden, zweifelnden und glaubenden Menschen. Wir lesen von schmerzhaften Abschieden und überraschenden Ankünften, vom Ringen mit dem eigenen Ego, von der harten Arbeit des Alltags und der stillen Kraft der Kontemplation ... mal handfest, mal leise, immer radikal ehrlich ... Ein Buch

über das Suchen, das Bleiben und das Gehen unter der Führung des Evangeliums.“

Wir freuen uns über dieses Lebenszeichen und wünschen unseren Brüdern in Nütschau viel Segen und Freude!



Heinrich Detering und Malte Herwig:

Höre und gehe

17 Wege, die innen beginnen
Berufungsgeschichten als geistliches
Porträt

Münsterschwarzach:

Vier-Türme-Verlag, 2026

ISBN 978-3-89680-774-8

34,90 €

[https://75-jahre.kloster-nuetschau.de/
products/75-jahre-kloster-nutschau](https://75-jahre.kloster-nuetschau.de/products/75-jahre-kloster-nutschau)





Russische Ikonen

Durch Vermittlung eines guten Kunden konnte unsere Kunst- und Buchhandlung einige handgeschriebene russische Ikonen aus dem 18. und 19. Jahrhundert in ihr Angebot übernehmen. Sie stammen aus dem Privatbesitz eines Berliner Ikonenhändlers. Es handelt sich um folgende sieben Darstellungen:

- Christus Pantokrator (18. Jh.) – Der auferstandene Christus ist als Allherrscher dargestellt.
- Christus Pantokrator mit Oklad (19. Jh.) – Ein Oklad ist eine meist versilberte Rahmung der Figuren und zugleich ein Schutz gegen Verschmutzung.



- Erweiterte Deisis (18. Jh.) – Das Motiv der Deesis („Fürbitte“) zeigt meist Maria und Johannes den Täufer mit bittender Geste zur Rechten und zur Linken Christi. Diese Ikone ist um acht Engel und Heilige ergänzt.



- Gottesmutter von Tichwin (19. Jh.)
- Gottesmutter von Smolensk (18. Jh.)
- Gottesmutter von Tschenstochau (19. Jh.)
- Heiliger Nikolaus (18. Jh.)

Für fast alle Ikonen liegt eine ausführliche Expertise vor.

Die Preise liegen zwischen 1.100,00 € und 2.400,00 €.

Posaunenengel und Trompetenbaum

P. Kilian Röhl

Der Engel auf dem Klosterturm schaut herab auf einen Baum, der dort seit gut 25 Jahren steht und wächst und blüht – auf den Trompetenbaum, botanisch *Catalpa bignonioides*. Hat der Engel nur ein Instrument in Händen, so wartet die *Catalpa* zur Blütezeit mit tausenden und abertausenden weißen Trompeten auf, nach deren Form sie ihren deutschen Namen erhalten hat. Ein berauschend schönes Schauspiel, ähnlich einer etwas verspäteten Kastanie.

Überhaupt: „Spät“ ist ein gutes Stichwort – weshalb der Baum eigentlich nicht so recht zu einem Kloster passt, wo der Tag immer sehr früh beginnt. Den Trompetenbaum nennen böse (Gärtner-)Zungen auch schon mal „Beamtenbaum“..., kommt – das heißt: grünt – er doch als einer der letzten Bäume, und geht im Herbst als einer der ersten, indem er die großen, herzförmigen Blätter recht früh abwirft. Anschließend zieren ihn aber noch die zahlreichen Früchte, die wie Hülsen der Gartenbohne aussehen. Daher ein anderer deutscher Name: Bohnenbaum.

Sei's drum: Wir erfreuen uns in jedem Jahr von Neuem am schönen und auch klangprächtigen Duett dieser beiden Gestalten, zumal auch die Bienen großes Interesse am Trompetenbaum zeigen. Und dann wird es ein richtiges Konzert.





Engel sind Gedanken Gottes,
die flugs beim Menschen sind.

Paulus Terwitte OFMCap

